Einleitung.

Fürstin Pauline und Herzog Friedrich Christian.

(Vom Herausgeber.)

Heinrich von Treitschke ist in seinen Vorlesungen über Politik*) der entschiedenen Meinung, daß Frauen von jeder obrigkeitlichen Tätigkeit ausgeschlossen bleiben müssen. Um so auffallender muß es nun ihm, wie jedem anderen, erscheinen, daß gerade das höchste aller politischen Ämter zuweilen von einer Frau erfolgreich bekleidet worden ist. Betrachtet man, so sagt er, die regierenden Frauen in der Geschichte, so ist die Zahl der bedeutenden darunter eine auffällig große. Margarethe von Dänemark, die Stifterin der Kalmarischen Union, Elisabeth von England, Maria Theresia, Katharina II., Amalie, die große Vormünderin von Hessen-Kassel im Dreißigjährigen Kriege, Karoline von Darmstadt, die große Landgräfin, Pauline von Lippe-Detmold: welch eine relativ große Zahl von bedeutenden Regentinnen unter den Regierenden der Geschichte.**) Um den scheinbaren Widerspruch zu erklären, betont er ausdrücklich, daß diese eben keine Durchschnittsfrauen, wie etwa die Königin Anna von England, die Kaiserin Elisabeth von Rußland, gewesen seien, sondern hoch über solchen gestanden haben, ja, wie Katharina, bis an die Genialität herangereicht haben.

Noch bei einer anderen Gelegenheit hat sich derselbe Historiker in höchst anerkennender Weise über die Fürstin-Regentin Pauline von Lippe-Detmold ausgesprochen; er nennt sie in seiner Deutschen Geschichte***) eine der geistreichsten Frauen ihrer Zeit. Es ist nun merkwürdig, daß es bis auf diesen Tag über diese aus solchem Munde und von solcher Feder so hoch gepriesene Frau noch keine erschöpfende Biographie gibt. Die wenigen kleinen Schriften, die seit ihrem 1820 erfolgten Tode über sie erschienen sind, lassen, statt den Leser zu befriedigen, den Mangel einer sie und ihre Regierungszeit würdigenden Darstellung erst recht empfinden.†) Die in Detmold aufbewahrten Staatsschriften und Akten aus ihrer Regentschaftszeit (1802—1820)

*) I, 149 ff. **) a. a. O. 255. ***) II 544.

†) Die wichtigsten dieser auch hier benutzten Schriften sind: Zeitgenossen. 2. Reihe Bd. 6. Heft 30. Leipzig 1822. — H. A. Dresel, Die Fürstin Pauline zur Lippe und der General-Superintendent Meerth. Lemgo 1859. — Erinnerungen aus dem Leben der Fürstin Pauline zur Lippe-Detmold. Aus den nachgelassenen Papieren eines ehemaligen Lippeschen Staatsdieners. Gotha 1860. — Chr. G. Clostermeier, Kritische Beleuchtung der von Seiten der Landstände, von Ritterschaft und Städten des Fürstentums Lippe der hohen deutschen Bundesversammlung übergebenen Denkschrift. Lemgo 1817.

enthalten gewiß eine Fülle von Material, dem hoffentlich in nicht allzu ferner Zeit eine fröhliche Auferstehung beschieden sein wird. Von nicht minderem Werte würden alle Privatbriefe sein, die sie an ihre Freunde und Vertrauten geschrieben hat. Leider scheint sie, wenn sie solche nach dem Tode der Empfänger zurückerhalten hat, das meiste verbrannt zu haben.

Um so erfreulicher ist es nun, daß eine stattliche Anzahl von Briefen, die sie an einen ihrer vertrautesten Freunde in dem Zeitraume von 1790—1812 geschrieben hat, noch vorhanden ist. Sie sind an den Erbprinzen und seit 1794 Herzog Friedrich Christian II. von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg gerichtet, werden im Schleswig-Holsteinschen Hausarchiv zu Schloß Primkenau aufbewahrt und dürfen mit gnädiger Erlaubnis des Besitzers, Sr. Hoheit des Herzogs Ernst Günther von Schleswig-Holstein, veröffentlicht werden. Die Hoffnung, daß des Herzogs Friedrich Christian Schreiben an Pauline im Anhaltischen Gesamtarchiv zu Zerbst oder im Detmolder Archiv aufbewahrt würden, hat sich bei genauerer Nachforschung leider nicht erfüllt; um so erfreulicher ist es, daß dem vom Herzog sorgsam aufbewahrten Paket der Briefe Paulinens einige Konzepte seiner Antwortschreiben beigelegt sind.

Es wird, da die Bedeutung beider fürstlicher Personen nicht allzuvielen im ganzen Umfange bekannt sein wird, geboten sein, die wichtigsten Geschehnisse aus ihrem Leben herauszuheben.

Die Mütter der beiden, Herzogin Charlotte von Schleswig-Holstein-Augustenburg und Fürstin Louise von Anhalt-Bernburg, waren Töchter des letzten Herzogs zu Holstein-Plön; Friedrich Christian und Pauline waren demnach Cousin und Cousine. In früher Jugend hatten sie ihre Mütter verloren, Friedrich Christian am 11. Oktober 1770, im Alter von fünf Jahren stehend, Pauline am 2. März 1769, eine Woche nach ihrer am 23. Februar 1769 erfolgten Geburt.

Die gemeinsame Abstammung hat während des ganzen Lebens um beide ein besonders enges Band geschlungen, und Pauline kommt in ihren Briefen immer und immer wieder auf das ihr durch ihre Mutter teuer gewordene und teuer bleibende Holsteiner Haus und Holsteiner Land mit innigster Wärme zu sprechen. Aber erst dadurch, daß Pauline sowohl Friedrich Christians älterer Schwester Louise (geboren 1764, gestorben unvermählt 1815), als auch der ihm seit 1786 angetrauten Prinzessin von Dänemark, Louise Auguste genannt, nahe trat, entwickelte sich auch zwischen ihm und ihr ein Freundschaftband. Sehr

bald zeigte sich Übereinstimmung der Denkart und der Studien in so manchen Punkten. Über das, worin sie nicht übereinstimmten, war der Meinungsaustausch um so lebhafter.

Der Herzog Friedrich Christian hatte eine ausgezeichnete Ausbildung erlangt; war er doch einige Jahre in Leipzig gewesen und hatte bei dem damals hochangesehenen Professor Platner philosophische Kollegia gehört. Mit diesem Manne blieb er in dauernder schriftlicher Verbindung, auch ist er im Jahre 1790 mit ihm in Karlsbad zur Kur zusammengetroffen. Während seines Aufenthalts in Leipzig hat er mit großer Gewissenhaftigkeit Kollegienhefte geführt, die mit seinen einstigen Schularbeiten, mit Aufsätzen, Gedichten und Aufzeichnungen aller Art noch heute im Primkenauer Archiv aufbewahrt werden. Der Ernst seines Wesens leuchtet auch aus zahlreichen schriftlichen Auszügen, aus den von ihm gelesenen Büchern und auch Selbstcharakteristiken hervor, die er dann und wann niedergeschrieben hat. Die Auszüge erstrecken sich auf Politik, Pädagogik, Statistik, Staatswirtschaft, Sprachforschung und Philosophie. Viele Originalniederschriften zur Zeitgeschichte sind ebenfalls vorhanden.

Wie ernstlich er es mit der Erziehung seiner Kinder nahm, beweisen die Korrespondenzen mit ihren Lehrern und deren Berichte über die Fortschritte ihrer Zöglinge. Er nahm sich wohl die Mühe, historische Lektionen für seine Kinder selbst zu entwerfen.

Er führte von seinen Schlössern Gravenstein und Augustenburg, sowie von Kopenhagen aus einen reichen Briefwechsel mit seinen fürstlichen Verwandten und mit einer großen Zahl sehr bedeutender Männer und Frauen Dänemarks und Deutschlands. In dem sorgsam aufgehobenen Briefschatze sind nicht weniger als 645 Einzelnamen von Briefabsendern genannt. Ich hebe nur folgende heraus: Seine Schwester Louise (acht Bündel), seine Gemahlin (zwei Bündel), fünfzehn Mitglieder seines Hauses, einundvierzig andere fürstliche Personen; die Dichter, Künstler, Gelehrten oder Schriftsteller Baggesen, Boie, Böttiger, Elisa von der Recke, Gieseke, Herder, Heyne, Klopstock, Kotzebue, Lavater, Nicolai, Perthes, Platner, Kapellmeister Reichardt, Schiller, Chr. F. Weiße und Fr. A. Wolf. (Hie und da nur kurze Zeilen.)

Eine umfangreiche Bibliothek, die er auf etwa 20 000 Bände vermehrt hat, ermöglichte ihm ausgebreitete Studien und andauernden Verkehr mit gelehrten Männern. Aus dem Katalog, der heute noch vorhanden ist, während die Bibliothek selbst im Schlosse zu Primkenau nur noch teilweise aufbewahrt wird, geht hervor, daß der Bestand bis in

die 80er Jahre, d. h. bis er selbst deren Pflege übernahm, einen ganz anderen Charakter getragen hat, als er ihn ihr verliehen hat. Es überwogen ehedem französische Werke und namentlich Romane; später sind davon nur wenige, und nur die besten, von ihm angeschafft worden. Die Abteilung der kriegswissenschaftlichen Bücher wurde von ihm nur wenig vermehrt. Eine ziemlich große Anzahl älterer Bücher, die sich über Alchemie, besonders Goldmacherei verbreiten, zeigt die Geistesrichtung der Menschen aus der Zeit um 1700. Aus den Anschaffungen, die auf den Erbprinzen und späteren Herzog zurückgehen, leuchtet nun der Forschungstrieb, die vornehme, menschenfreundliche, aufgeklärte Gesinnung des Mannes hervor. Sehr viele Bücher beziehen sich auf den Kampf der Aufklärung gegen zwei Feinde: Orthodoxismus und Atheismus, und es ist bezeichnend für die ernste Geistesrichtung des Herzogs und seiner fürstlichen, sowie gelehrten Umgebung, daß die Papierränder dieses Teiles des Kataloges am meisten abgegriffen erscheinen.

Nicht minder reich ist die Anzahl der vor und nach 1800 erschienenen philosophischen Werke: Kant, mit dem sich der Herzog besonders eindringlich beschäftigte, und Fichte sind vollzählig vertreten. Der Ästhetik sind zahlreiche Werke gewidmet; hat doch der Herzog, der edelmütige Gönner Schillers, von diesem als Gegengabe die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen erhalten. Schriften über Schönheit und Reinheit der deutschen Sprache, über Briefstil, interessante gedruckte Briefsammlungen beweisen sein Interesse für die Pflege einer edeln Sprache. Daß die Werke der deutschen Dichter seiner Zeit reichlich vertreten sind, bedarf bei einem Freunde Klopstocks und Boies, einem Gönner Schillers keiner ausführlicheren Bemerkung.

Im Gegensatz zu den Goldmacherbüchern der Zeit seines Großvaters erscheinen viele Werke über die Fortschritte auf dem Gebiete der Physik, der Astronomie und Mathematik. Staats-Vernunft- und Naturrecht heißen eigene Katalogkapitel. Dem Wohlstande der Völker, der Vermehrung und der Erhaltung der Volksmenge, der Entfernung der Hindernisse solcher Volksvermehrung, den Pflegeanstalten für Waisen und Arme, der Medizinalpolizei sind gar manche Bücher gewidmet.

Daß der Herzog als Gutsbesitzer für landwirtschaftliche Schriften, und als Geschäftsmann für Werke von Bedeutung für Handel und Gewerbe Sinn hatte, geht aus manchem Titel hervor: Schriften über Tierarzneikunde, Flachsbau, Hopfenbau, Forst-, Obst- und Vermessungskunde, ein Werk über akademischen Unterricht in Landwirtschaft, Thaers Buch: der rationelle Landwirt, eine 1799 erschienene Broschüre über



Herzog Friedrich Chriſtian von Auguſtenburg.

Gemalt von Anton Graff. Schloß zu Primkenau.



„Zucker aus Runkelrüben", das Lehrbuch der Handelswissenschaften des Professor Büsch, der in Hamburg eine erste deutsche Handelsakademie gründete, wären hier zu nennen.

Unter den zahlreichen geschichtlichen Werken ragen viele Schriften über die verschiedenen französischen Verfassungen jener Zeit hervor. Geradezu massenhaft hat der Herzog Reisebeschreibungen gekauft; neben den Werken über die Entdeckungen zu Land und zu Wasser in weit entfernten Gegenden erscheint auch das Kleinere, näher Gelegene: z. B. des bekannten sächsischen Pfarrers Götzinger erstes Werkchen über die Sächsische Schweiz.

Da den Herzog das Vertrauen seines königlichen Schwagers Friedrich VI. eine Reihe von Jahren mit der Leitung des Studiendepartements betraute, hatte er mehr noch, als ihn sonst seine ernste Geistesrichtung dazu getrieben hätte, Veranlassung, Werke, die diesem wichtigen Zweig der Staatsverwaltung und die Förderung der Untertanen betrafen, anzuschaffen.

Eine Fülle von Büchern beschäftigt sich mit der Volkserziehung, der Volksaufklärung im allgemeinen. Jede Schulart jener Zeit, Vorschläge für neue Arten von Schulen sind vertreten. Ob in den Gymnasien das Hebräisch nötig, wie wichtig dagegen das Griechische, die Bedeutung österlicher Prüfungen bilden den Inhalt solcher Schriften. Wohl 50 behandeln Gründung, Einrichtung oder Verbesserung von Seminaren. Mittelschulen und niedere Schule, Bürger- und Sonntagsschulen, Industrie- und Handelsschulen, Töchterschulen, Vorschläge zur Erziehung hilfloser Mädchen, Taubstummenunterricht, alles ist vertreten. Interessant ist der Titel einer der Schriften aus dem Jahre 1801: Kunst, ein gutes Mädchen, eine gute Gattin, Mutter und Hausfrau zu werden. Einen breiten Raum nehmen die Werke über Erziehungssysteme und besondere Erziehungsmittel ein: Charakter- und Körperausbildung, Belohnung, Bestrafung, Einfluß der Musik. Von den eigentlichen Jugendbüchern sind die älteren sämtlich französisch; 63 deutsche sind von ihm angekauft worden. Alles auf Pestalozzi Bezügliche, Schriften der Philanthropinisten Basedow und Wolke, Werke über die neue Lautiermethode, über die Pflege der Tugend, der Religion, über Morallehre und Ethik, Vernunftsübungen, Gymnastik der Sinnen- und Seelenkräfte wären hier zu nennen.

Als ihm das Glück erblühte, in seinem eigenen Hause Kinder aufwachsen zu sehen, nahm er die ihm daraus erstehenden Pflichten sehr ernst. Nicht weniger als 26 Schriften beschäftigen sich mit dem Wohl

und dem Wehe der Kleinen. Einige Titel sind nicht uninteressant: ‚Sollen wir die Kinder schreien lassen?‘ ‚Die Kinderstube von ihrer physischen Seite‘, ‚Bewahrung vor Unzucht mit Beibehaltung der jetzt üblichen Beinkleider bei Knaben und Mädchen‘. Wie etliche der Ernährung und der Gymnastik der Kinder gewidmet sind, so eine von ihnen (1801) bereits der Frage der mechanischen Nebenbeschäftigung für Jünglinge und Männer d. h. dem ‚Handfertigkeitsunterrichte‘ in seinen Anfängen.

Das Heranwachsen seiner zwei Knaben veranlaßte ihn, die Erziehung von Fürstensöhnen in eifrigste Erwägung zu ziehen; zu den Schriften, die dieser Frage gewidmet sind, steht in grellem Gegensatze ein Buch, das zur Zeit, da sein Vater erzogen worden war, in Geltung gestanden hatte und angeschafft worden war: es ist dies ‚Wagenseil, Von Erziehung eines Prinzen, der vor allem Studieren einen Abscheu, daß er dennoch geschickt und gelehrt werde‘, erschienen 1705.

Seine innigste Freundin war ihm vor und während seiner Ehe seine um $1^1/_2$ Jahre ältere Schwester Louise, eine, wie es scheint, feinsinnige, zart angelegte, warmherzige Frau. Sie ist unvermählt geblieben und im Alter von 51 Jahren dreizehn Monate nach ihm, am 17. Juli 1815, gestorben. Gute literarische Bildung, Sinn für Dichtung, für philosophische Geistesentwickelung verband sie mit dem Bruder unauflöslich. Im Jahre 1786, noch nicht 21 Jahre alt, vermählte er sich mit der noch nicht fünfzehnjährigen Prinzessin Louise Auguste von Dänemark, der Tochter des geistig sehr schwachen Königs Christian VII. und seiner Gemahlin Caroline Mathilde, die, mit 15 Jahren verheiratet, 21 Jahre alt, in den Sturz ihres Günstlings, des Ministers Struensee, verwickelt wurde und nach ihrer Scheidung als Staatsgefangene, erst 24 Jahre alt, zu Zelle starb. Während diese Mutter infolge ihrer Jugend und an der Seite eines geistig und körperlich schwachen Mannes eine bedenkliche Entwickelung und ein tragisches Ende fand, ward die Tochter, obwohl auch mit nur 14 Jahren verheiratet, durch ihren Mann gehoben und zu einer ausgezeichneten Frau herangebildet. Sie beteiligte sich an dem auf den Schlössern zu Augustenburg und Gravenstein geistigen Genüssen gewidmeten Leben, pflegte ernste Studien, und wurde, wie ihr Gatte, eine eifrige Bewunderin und Anhängerin der französischen Revolutionsbewegung, später eine begeisterte Verehrerin Napoleons.

Wann sich Pauline und Friedrich Christian zuerst persönlich kennen gelernt haben, geht aus den vorliegenden Briefen nicht hervor. Be-

kannt ist, daß der Prinz als Student auf der Reise nach und von Leipzig Hof und Schloß seiner Verwandten zu Ballenstedt besucht hat. Näher traten sich die beiden aber erst 1787, als Fürst Friedrich Albrecht mit seiner Tochter Pauline die Holsteiner Verwandten in ihrer Heimat aufsuchte. Wie sich Prinzessin Pauline damals in voller Innigkeit an Prinzessin Louise, die zweimal in Anhalt zu Besuch gewesen war, anschloß, so hat sie auch für den Vetter und dessen Frau gleichzeitig herzliche Freundschaft empfunden. Diese Empfindungen steigerten sich nach einem zweiten Zusammentreffen im Jahre 1790 ganz erheblich; in dieser Zeit setzt der Briefwechsel beider ein.

Überblicken wir nun den Entwickelungsgang Paulinens bis zu dieser Zeit.

Das Glück, von einer Mutter gehegt und gepflegt zu werden, hat sie nicht genossen. Um so inniger war das Band, das sie mit ihrem Vater umschloß. Dieser, Herzog Friedrich Albrecht, 1735 geboren, 1765 zur Regierung gekommen, war in seinen jüngeren Jahren ein lebenslustiger Fürst, ein rechter Weidmann, nach Art der Kleinfürsten seiner Zeit zur Verschwendung geneigt. In späteren Jahren hat er sich, obwohl oft recht kränkelnd und in seinen Launen wechselnd, unter den Regenten eine geachtete Stellung erworben. So spricht sich im Politischen Journal von 1790, unter dem 17. Februar, ein Reisender in folgenden Worten über ihn aus: „Das viele Gute, was ich in diesen Gegenden umher von dem regierenden Fürsten von Bernburg hörte, reizte mich selbst, nach Ballenstedt zu reisen, um Friedrich Albrecht in der Nähe zu sehen. Ohnstreitig gehört dieser Prinz unter die populärsten, menschenfreundlichsten und herablassendsten Fürsten und Regenten Teutschlands. Jeder Fremde von einigem Charakter und Distinction hat Zutritt zu ihm, und die Beispiele sind nicht selten, daß Fremde, insonders Gelehrte, die den Beyfall des Fürsten haben, während der ganzen Zeit ihres Aufenthaltes aus der Fürstlichen Küche bedient werden. So leicht hören Sie auch Unterthanen nicht mit jener frohherzigen Wärme von ihrem Regenten sprechen, wie die Bernburger. Der Fürst ist Philosoph und Philantrop im ganzen Sinne und Begriffe des Wortes, er ist die Seele der Regierung des Landes selbst. Die Stunden der Ruhe schenkt der Fürst den Musen, und jene der Erholung, meistens der Jagd. Um die verbeßerte Erziehung der Jugend in seinem Lande hat er sich große Verdienste erworben, und den Wissenschaften und dem Genie ist der Prinz so gewogen, daß er jährlich sehr ansehnliche Summen zur Unterstützung junger Akademischer Gelehrten seines Landes hergiebt."

Unter dem 16. Juli desselben Jahres lautet der Bericht über ihn ähnlich günstig: „Der Fürst von Bernburg ist der Wohlthäter seines Landes, ein wahrer Vater seiner Unterthanen und verdient einen Platz unter den besten Fürsten Teutschlands. Er würkt im Stillen, mit einer Thätigkeit, die ihres gleichen sucht. Er hat in vielen Stücken Verbesserungen gemacht, die man anderwärts erst lang nachher einführte und als neu verbreitete."

Wer heute das heitere Selketal von Alexisbad nach Mägdesprung zu wandert, sieht in der Nähe der Eisenhüttenwerke einen Obelisken errichtet, dessen Inschrift Friedrich Albrecht von Bernburg als den Begründer dieser Industrie in jener Gegend preist.

Bei der Erziehung seiner Tochter Pauline, die in ihren Briefen so oft von ihm spricht, hat er sich ein besonderes Verdienst dadurch erworben, daß er ihre Ausbildung, ihren Fähigkeiten entsprechend, ganz anders pflegte, als es sonst bei Prinzessinnen jener und auch anderer Zeiten üblich war.

Sie durfte, der Leitung der Hofdame Fräulein von Rauschenplat entwachsen, an den Unterrichtsstunden des, wie es scheint, viel weniger befähigten Erbprinzen Alexius, ihres Bruders, teilnehmen. Hatte sie bis dahin mit ihm zusammen körperliche Ausbildung im Reiten und Schießen gepflegt, so nahm sie auch in der Studierstube an den stillen Arbeiten teil, die ihm Magister Rohleder, sowie Legationsrat Meyer, ein Vertrauter des Fürsten, auferlegten. Mit ihnen wirkten später ein ehemaliger preußischer Offizier, Freiherr von Aderkas, und eine Französin, an der Ausbildung der Fürstenkinder.

Entscheidend ist hierbei wohl gewesen, daß sie neben der französischen und dänischen Sprache, die sie aus Liebe zu ihren Verwandten eifrig trieb, tüchtig Latein lernte und im Anschluß daran Sinn erhielt für tiefer gehende Sprach- und Geschichtsstudien. Die ernste, fast männliche Sinnesart, die sie frühzeitig zeigte, ist durch solche Arbeit, nach der sie drängte, anderseits wieder wesentlich gestärkt und weiter entwickelt worden. Sie scheint schon frühzeitig durch die Festigkeit und Bestimmtheit ihres Auftretens einen starken Eindruck gemacht zu haben.

Der Versuch des Vaters, sie durch eine jugendliche Verwandte, die schön und weltlustig war, Prinzessin Viktoria von Anhalt-Schaumburg, für die geselligen Freuden zu interessieren, ist nicht geglückt. Sie hat, wie die folgenden Briefe gar oft zeigen werden, die geräuschvollen Vergnügungen selbst kleinerer Höfe nie lieben gelernt; ein einfaches, gemütliches Leben, in dem möglichst viel Zeit geistiger Ausbil-



Prinzessin Pauline von Anhalt-Bernburg.

Ölgemälde im Schlosse zu Glücksburg.



dung, geiſtigen Genüſſen gewidmet war, entſprach ihren Neigungen bei weitem mehr.

Das Wiſſenſchaftliche reizte ſie mehr, als das Künſtleriſche; ſie übte wohl Muſik und Zeichnen, mehr aus Pflichtgefühl, als aus Begeiſterung, und machte daher in keinem merkbare Fortſchritte. Eine gewiſſe Fertigkeit zu reimen verführte ſie dazu, zu dichten. In dieſen durchaus nicht glücklichen Verſuchen wurde ſie durch einen von ihr, wie vom Bernburger Fürſtenhauſe überhaupt, verehrten Dichtergreis beſtärkt. Es iſt dies der alte Gleim geweſen, der in früheren Jahren manchmal aufs Schloß gekommen war. Vielleicht iſt ſie mit ihm auch in Halberſtadt ſelbſt oder in Quedlinburg bei der dort reſidierenden Äbtiſſin Sophie Albertine von Schweden zuſammengetroffen. Beider Städte rote Dächer und altehrwürdige Türme konnte ſie von den hochliegenden Gemächern des alten Ballenſtedt erblicken.

Als der alte Kanonikus nicht mehr nach dem Schloſſe kam, blieb er doch in ehrerbietigem ſchriftlichem Verkehr mit dem Fürſten und dem Erbprinzen, in herzlich gemütlichem Briefwechſel aber mit der um 50 Jahre jüngeren Prinzeſſin. Auch ihr gegenüber iſt er der ewig bewegliche, leichte, gefällige, oberflächlich gutmütige Korreſpondent und — Richter. Er reizt ſie zu Opfern für die Muſen, beantwortet ihre der Form nach mißratenen Verſe mit nicht viel beſſeren, hat aber trotz dieſer Schwäche gewiß dazu beigetragen, ſie in ihrer ernſten Richtung feſtzuhalten.

Im Gleimarchiv wird ein Heft aufbewahrt, das die Briefe der drei fürſtlichen Perſonen an ihn und etliche Entwürfe ſeiner Briefe an Fürſt und Prinzeſſin enthält. Nur ein Teil davon iſt bisher gedruckt; davon und vom Ungedruckten ſeien einige Stellen eingeflochten.

Auf ein Gedicht, das ihr Vater Gleim zum 17. Geburtstag geſendet hatte, antwortete ſie ‚im Hornung 1786‘:

Ich fand ein herrliches Gedicht,
Wer der Verfaſſer aber nicht,
Kaum laſ' ich's bis zum letzten Reim,
So rieth ich deinen Namen, Gleim,
Und danke dir aus Hertzens Grunde.
Wer ſo mir ſchreibt, ſo mit mir's meynt,
Der iſt gewiß mein wahrer Freund,
Ich nehm es hoch und danckbar auf.
Komm zu uns dieſes Lentzes Lauf,
So hörſt du es aus meinem Munde.

Pauline.

Der Verkehr beider wurde vielfach durch literariſche Intereſſen beſtimmt. Er ſchickt ihr, ihrem Vater, auch dem Erbprinzen ſtets ein Bändchen ſeiner neuen Gedichte. Einmal erhalten ſie zwölf griechiſche Paſten von ihm und die ‚goldenen Sprüche‘ des Pythagoras, ein andermal ſeine ‚Zeitgedichte‘. Aber auch Schriften des Königs Friedrich oder über ihn, den Einzigen, ſchickt er durch ſeine Boten aufs Schloß. Er vertraut ihnen auch Mémoires an, von denen er vermutet, daß ſie noch nicht nach Ballenſtedt gekommen ſind. Er ſelbſt ſcheint in den Jahren ſeit 1786 nicht mehr zur fürſtlichen Familie gekommen zu ſein; nie iſt von einem Beſuche, wohl aber immer von der Hoffnung die Rede, daß er endlich wieder einmal kommen werde.

Im Februar 1789 hebt er in einem ſeiner Briefe vor allem den deutſchen Charakter Paulinens hervor. Er ſchreibt: „Unter den klagenden Angehörigen eines braven deutſchen Mannes zu denken an Ew. Durchlaucht Geburtstag war ſo ganz und gar natürlich! Leiſ' und im demüthigſten Vertrauen, es giebt unter unſern deutſchen Prinzeſſinnen der Paulinen ſo wenige! Die meiſten lieben die Vaterländiſchen Muſen nicht, lieben mehr oder nur allein die ausländiſchen, ſehen die Vaterländiſchen ſeitwärts an, mit nicht eben ungnädigen, aber auch nicht gnädigen Blick — und alſo, Durchlauchtige Fürſtin, iſts kein Wunder, wenn ein alter, erfahrner deutſcher Muſenſohn eine deutſche Fürſtin verehrt, anbetet! die's mit der liebenswürdigen Poeſie (der Einzige nennt ſie liebenswürdig) gut meint und, liebte ſie gleich die ausländiſche mehr, dieſe Geringſchätzung nicht merken läßt. —

Solcher Fürſten und Fürſtinnen giebts in unſerm lieben Vaterlande leider wenig:

Alle ſolche ſollen leben
Neunzig oder hundert Jahr
Und der deutſchen Muſenſchaar
Luſt zu ſingen geben!

Ihr
größter Verehrer
Gleim.“

Als bald darauf die Wirren der franzöſiſchen Revolution ausbrachen, drückte der alte Dichter in jedem ſeiner Briefe an den Fürſten oder die Prinzeſſin ſeinen ſteigenden Abſcheu vor der Bewegung und ſeine um ſo ſtärkere Verehrung für das Fürſtentum und deſſen ausgezeichneten Vertreter aus. Am 5. November 1790 heißt es:

Alle Menſchen huldigten
Allen Königen und Herrn,
Dienten, zahlten ihnen gern
Loewenthaler, Doppien,
Rubel und Seſtertien,
Ließen ihnen Fried und Ruh,
Wären alle gut wie du!

Von dieſem unſerm guten vortrefflichen deutſchen Fürſten bin ich, nicht der unterthänigſte, bin ich der Verehrungsvollſte, treueſte, dankbarſte Knecht und Diener

Der
alte
Gleim."

So ergeben er ſpricht, ſo ſehr er den Fürſten und ſein Haus verherrlicht, ſo ſehr iſt er überzeugt, daß er nie ſchmeichle:

„Gottlob! ich ſchmeichelte den Königen und Herrn,
Kurz nicht mit einem Wort in meinem langen Leben!
Gottlob! kein Ordensband, kein Stern
Hat mich verführt, mein Lob Unwürdigen zu geben!
Jetzt endlich freu ich mich darob,
Daß ich's ſo machte! Daß kein Dreyer,
Kein Loewenthaler mich beſtach!
Man geht, wenn mans ſo macht, ins Reich der Todten freyer,
Denn Reue folgt dahin den böſen Thaten nach!"

Seine Erregung wird ſtärker, als die Hinrichtung Ludwigs XVI. immer näher zu rücken ſcheint. Nachdem er dem Vater Paulinens am 27. Dezember 1792 von neuem erklärt hat, daß die Franzoſen keine ‚Tigernation' geworden wären, wenn ſie unter ihrem hohen Adel nur ebenſoviele ausgezeichnete Fürſten gehabt hätten, wie die Deutſchen, fährt er fort: „Welche Zeiten, gnädigſter Herr! erleben wir! Man möchte wünſchen nicht ſo alt geworden zu ſeyn! Indeß ſie ſind nun bald Gottlob! vorüber! Sollten die Ungeheuer dem beſten ihrer Könige, wenn nicht dem Bravſten und Weiſeſten, das Leben noch nehmen, ſo brächten ſie die bis jetzt durch ihre ſchönen Worte ſo ſchrecklich getäuſchte ganze Menſchheit gegen ſich auf. Man würde ſie verabſcheuen, Bündniß mit ihnen würde wie ein Bündniß mit Menſchenmördern ſeyn! Ew. Durchlauchten nehmen nicht ungnädig, daß ich dieſer Tigernation erwähne. Man kanns nicht laßen! Schrecklich wär's doch warlich, wenn's zur Hinrichtung des beſten Königs käme! Geſtern waren Nachrichten hier aus Braunſchweig, nach welchen ſie

den 23ſten geſchehen ſeyn ſollte. Welch ein Volk, von etlichen Teufeln, alle böſer, als Klopſtocks erdichtete Teufel, bis zur Thierheit herabgewürdigt, ſo weit, daß es in ſeiner Raſerey nicht hört, nicht ſieht!

Ohne Zweifel haben Katharina die IIte und Georg III das Ihrige gethan, die Mordthat zu hindern! Sie wären nicht groß und nicht gut, wenns nicht geſchehen wäre! Die Teufel aber kehren ſich an Kaiſer und Könige nicht! Sie werden, ſcheint es, die Thierheit zur höchſten Stufe treiben und dann der ganzen Menſchheit Abſcheu ſeyn! Die beſſern Zeiten werden wieder kommen. Dieſe zu erleben und in derſelben lange noch von unſern beſten Fürſten die Ehre der Menſchheit, die Freude des hochfürſtlichen Hauſes zu ſeyn, das wünſcht mit ſeinem alten treuen devoteſten Herzen

Ew. Hochf. Durchlaucht

. . . . . .

Der alte Gleim."

Nachdem das Gefürchtete Gewißheit geworden war, hatte Gleim der Prinzeſſin im Februar 1793 ſeine Entrüſtung über die grauenvolle Tat vom 21. Januar ausgeſprochen. In ihrer Antwort drückt Pauline ihre Freude aus, daß ihre und ſeine Eindrücke ſowie Worte darüber die gleichen ſeien, und ſendet ihm zum Beweiſe dafür ein längeres Gedicht, für das ſie am Schluſſe beim ‚ehrwürdigen Vater deutſcher Dichtkunſt' um Nachſicht bittet. Es iſt an die franzöſiſche Nation gerichtet und läßt im Anfang Panther, Löw und Wolf an die Küſten Frankreichs ſchwimmen. Dieſe wirken entartend auf die Bewohner ein:

O was iſt aus euch geworden,
Welche Schandthat war es nicht,
Euren guten Ludwig morden,
Weinen iſt Europas Pflicht,
Und die Francken auszuſtoßen
Aus der edlen Völcker Reyhn
Werden unſre deutſchen Großen
Doppelt nun geſchäftig ſeyn.

Faſt im Tone des volksmäßigen, dabei ſentimentalen Bänkelſängerliedes fährt ſie fort:

Galliens verlockte Söhne
Hielten lachend Blutgericht,
Und der Kaiſertochter Schöne,
Ach! ihr Unglück rührt ſie nicht,

Ihrer jungen Tochter Krämpfe
Spottet man als Ziererey,
Nennet ihre Todeskämpfe
Aufruf zur Empörerey,
Und Elisens Jammern
Und des Knabens Angstgeschrey
In des Tempels öden Cammern
Hallen ungehört vorbey.
Ach! dem letzten Bourboniden
War wohl Größe, Königsmuth,
Aber Martern auch beschieden
Von des Pöbels schwarzer Wuth.

Nach einer Verherrlichung Ludwigs schließt sie mit einem Vorausblick in die Zukunft, die ihr teilweise recht geben sollte:

Ihr verdienet solche gute,
Häuslich gute Fürsten nicht,
Und des Schicksaals Eisenruthe
Wird Verlezzung Eurer Pflicht
Centnerschwer noch an Euch rügen,
Wird nach manches Jahres Frist
Euch durch falsche Freyheit trügen,
Bis der Tag erschienen ist,
Wo Bewußtseyn Euch besieget,
Eure Schwärmerey sich kühlt,
Ihr der Reu entgegenflieget,
Des Verbrechens Umfang fühlt,
Dann die Missethat der Ahnen
An den Enckeln schweer verpönt
Und des frommen Ludwigs Maanen
Durch Vergöttrung gern versöhnt.

Es ist begreiflich, daß sich Gleim über den Inhalt der Verse entzückt äußerte; an der Form hat er vielleicht nicht allzuviel Anstoß genommen. Er schreibt bald darauf zurück:

„Ew. Durchl. haben die Greuelthat empfunden, wie das beßte der Menschenherzen sie empfinden mußte, durch den Ausdruck Ihrer Empfindungen haben Sie's bewiesen. Sie, die einzige Fürstin unsers lieben Vaterlandes, die den deutschen Musen opfert! Ew. Durchl. machten mit diesem Ausdruck mitten unter den Schauern der großen Welt-Tragödie dem alten Liedersänger eine große Freude. Siehst du, sprach er zu sich selbst, die Menschheit ist nicht ganz erstorben, sie leidet gewaltig, gnädigste Paulina! sie leidet gewaltig! Der Bösewicht Orleans fragte: Wer läßt mich ins Gefängniß sehen? Und als er zur Antwort erhielt: das Gesetz! da sagte das Ungeheuer: Also

hat man meinetwegen die Chimäre vom Tode zum Leben gebracht. Schrecklich! gnädigste Paulina, das Gesetz eine Chimäre!

Gott wird geben, daß die Mörder des Gesetzes unterliegen! Welche Freude neulich am Sonnenschein einer neuen Hoffnung! wie sobald verschwunden, meine gnädigste! Lassen Sie uns nicht ungeduldig werden, Gott wird helfen, die Zeit der Hilfe wird noch nicht seyn; bis sie kommt, Gnädigste, seyn Sie den Musen getreu; sie verlassen in den traurigsten Stunden die Verehrer ihrer Tröstungen nicht; das haben sie am alten Gleim bewiesen, in seinen Zeitgedichten finden sich nur die Spuren davon; hier ist abermahls eine kleine Sammlung übereilt, weil Zeitgedichte keinen Aufschub leiden."

Auch dem Fürsten widmete er (7. Mai 1793) die oben genannten Zeitgedichte und schrieb ihm dazu folgenden lebhaften Brief:

„Durchlauchtigster Fürst, gnädigster Herr,

Das französische Volk ermordete seinen Landesvater, den besten der Könige, die Frankreich gehabt hat, eine schreckliche Tragödie dem Himmel und der Erde! Die Zeitgenossen sahn die Mörder! Es waren Tiger, die ein Lamm zerrissen, Welt und Nachwelt legt die Greuelthat dem ganzen Volke zur Last; bringt, predigt sie den Fürsten, bringt euch nicht um die Liebe des Volkes. Die Greuelthat traf aber einen Titus der Könige! Wer kanns begreifen? Wir alten, gnädigster Fürst! die wir viel erfahren haben, wir sehn an Greuelthaten sogar die feinen Faden der Vorsehung, an welchen sie zu ihren Zwecken führt, also werden wir im Glauben an sie im Mindesten nicht irre gemacht, die Folgen werden herrlich seyn in Gotteswelt. Eine der geringsten ist, daß ein alter Liedersänger hingerissen wurde, die Greuelthat den Menschen zum Abscheu darzustellen und richtige Begriffe von Freyheit, das ist von der Liebe zum Gesetz, als guten Saamen unter dem Volke mit auszustreuen.

Ew. Durchlauchten halten ihm zu Gnaden, daß er sich die Freyheit nimmt, von seinen Versuchen zu Erreichung so löblicher Absichten ein Exemplar hiebey zu überreichen. Er konnte nicht anders, denn es hat nun einmahl sein Genius ihm überredet, er stifte selbst dadurch, daß er sorgte, daß seine Versuche unsern besten Fürsten nicht unbekannt blieben, einigen Nutzen.

Gott erhalte in Ew. Durchl. einen unsrer besten Fürsten zur stillen Freude des alten Liedersängers.

. . . . . ."

Noch einmal kam Gleim in diesem Jahre 1793 — am 31. Dezember — dem Fürsten mit einer literarischen Gabe nahe und fügte dazu folgenden leidenschaftlichen Erguß über die ‚Revolution' hinzu:

„Das verflossene Jahr ist in der Geschichte der Menschheit eine Schandsäule, gesetzt einem Volke, das einst die Ehre der Menschheit war.

Gebe der gütige, von diesem Volke nicht mehr anerkannte Gott, daß das eintretende neue Jahr die zweyte Schandsäule nicht werde!

Solche Zeiten, nach den Zeiten eines Friedrichs, mußten wir erleben!

Wann werden jene Tigermenschen, die solche Zeiten uns erleben machten, in die Hölle, die sie uns gab, zurückkehren? Warum?

Diese Frage, Durchlauchtigster Fürst! Wahrer Landesvater! Diese, wer kann sie beantworten?

Sie, die Tigermenschen, wüten ins Eingeweide der Menschheit noch immer! Man schaudert vor den unzähligen alltäglichen Greueln!

Erbarme sich doch der Allvater der Leidenden Menschheit! Geb er unsern deutschen Helden — die Deutschen thun das meiste — den unverdrossensten Muth, die Ungeheuer auszurotten.

Welch ein abschäuliches, durch jene blutdürstigen Tirannen abschäulich gewordenes Wort: Revolution! Wie wars so schön in der Bedeutung, in welcher der große Fürst, den alle Welt den Einzigen jetzt nennt, wenn er an Verbesserungen dachte, dieses Wort nahm!

Erlauben Sie gnädigst, gnädigster Herr! daß ich eine jetzt eben erschienene kleine Schrift, in welcher die beiden Revolutionen Preußens und Frankreichs neben einander gestellt sind, gehorsamst hiebey überreichen darf!

Wünsche, daß der Allvater den Fürsten, den ich als einen der besten deutschen Fürsten bis ins Grab verehren werde, bey höchsten Wohlergehn, auch in der bösesten Zeitperiode gnädig erhalten und Sein Hochfürstl. Hauß Exempel und Zierde Deutschlands ewig seyn lassen möge!" . . . . . .

Als ein Jahr später — am 31. Dezember 1794 — die Hoffnung auf eine kraftvolle Durchführung und Beendigung des Krieges durch die Deutschen noch immer nicht erfüllt war, äußerte sich der ‚alte Grenadier' in einem Glückwunschbriefe an Paulinens Vater also:

„Der Churfürst von Maynz wünscht beym Eintritt des neuen Jahres so sehnlich den edlen Frieden nicht, als bey diesem Eintritt der alte Gleim sich nach Ballenstedt wünscht, dem edlen deutschen Fürsten

daſelbſt einmahl noch in ſeinem Leben ſeine Verehrung perſönlich bezeigen zu können. Weil die heißeſten Wünſche gemeiniglich nicht erfüllt werden, ſo erlauben Ew. Durchlauchten Ihrem älteſten Verehrer, daß er ſeinem Herzen Luft machen und ſchriftlich klagen darf, daß, wie es ſcheint, dazu, daß der Schade der Uneinigkeit allen unſern deutſchen Fürſten in die Augen leuchten und endlich ſich vereinigen werden, noch kein Anſchein iſt.

Die deutſche Kraft ſchläft noch! Die Durchlauchtigen Fürſten von Heſſen-Caſſel und Baden-Durlach weckten ſie auf, ſie ſchläft noch immer! Welch ein Unglück für unſer heiliges römiſches Reich, wenn die Tiger, die den umgeſtürzten Thron beſitzen, nicht ſelbſt einander mordeten! Wären ſie nicht noch uneins, ſo könnten ſie den Namen der neuen Römer, welchen unſre furchtſamen Deutſchen ihnen ſchon geben, ſich verdienen, ſie könnten, weil unſre Fürſten uneins ſind, Deutſchland überwinden!

Ach! Gnädigſter Fürſt! In ſeiner Hütte ſeufzt über dieſen Mangel an Gemeinſinn ein alter deutſcher Patriot, wünſcht dem deutſchen Vaterlande zum neuen Jahre neuen großen Sinn für all das Gute, deſſen unſre deutſche Fürſtenrepublik fähig iſt, zählt die beſten deutſchen Fürſten, ſtellt unter denſelben ſeinen lieben theuren, ſo lange nun ſchon verehrten Fürſten von Anhalt-Bärenburg vorn an, wünſcht Ihm das längſte, geſündeſte Menſchenleben, Seinem Hochfürſtl. Hauſe das Höchſte, beneidenswürdigſte Wohlergehn und lebt und ſtirbt

Ew. Hochf. Durchl.
unterthäniger treueſter Verehrer
Der alte Gleim."

Lebhafter Kummer erfüllte den Alten, als im neuen Jahre 1795 zu den Sorgen, die der Kampf an der Weſtgrenze noch immer bereitete, im Oſten blutiger Aufſtand in Polen ausbrach und blutig niedergeſchlagen wurde. In wahrhaft naiver Weiſe wandte er ſich in dem zum 26. Geburtstag Paulinens abgeſendeten Brief — 23. Februar — an ſeine junge Freundin.*)

Nachdem er von den Greueln der letzten Zeit geſprochen, fährt er beſorgt fort: „Ach! und jetzt gehen wieder erſchreckende Gerüchte! Rußland, ſagt man, wolle bis ins Unendliche ſich vergrößern. Hätte es mit dieſem Willen ſeine Richtigkeit, ſo fielen die eroberten Völker in die alte Barbarei ohne Zweifel wieder zurück!"

*) Zeitgenoſſen II, 17. Leipzig 1822.

„Die Selbstherrscherin von Rußland kann nun aber diesen Humanität tödtenden, bösen Willen nicht haben; sie stammt ja aus dem humanen deutschen Fürstenhause von Anhalt und liebt, wie Pauline, die Musen; also hat ihr Senat den oben angeführten bösen Willen! — Ach! Durchlauchtigste Fürstin! Sie sind eine so nahe Verwandte der Selbstherrscherin von Rußland! Möchten Sie ihr doch sagen können: sie solle dem Willen ihres Senates nicht folgen; ihr eigener Wille, das schon unübersehliche Reich im Innern zu einem unabsehbaren Paradiese zu machen, sei der bessere Wille; folge sie diesem, dann erst wäre sie Selbstherrscherin, wäre des Menschengeschlechtes wahre Wohlthäterin.“

„Sie können, gnädigste Fürstin! durch Gewinnung der größten Monarchin, von der wir alle glauben, daß sie auch gern die beste sein will, sich um die Menschenwelt im höchsten Grade verdient machen. Wagen Sie, gnädigste Fürstin, einen Versuch an Ihrem Geburtstage! Gott wird diese Wohlthat mit langem Leben Ihnen belohnen, dieß weissagt seiner unendlich verehrten gnädigsten Pauline der alte Hüttner Gleim.“

Die Prinzessin vertröstet in ihrem Antwortschreiben den alten Musenfreund auf den bald zu erwartenden Frieden, klagt aber, in solcher Zeit leben zu müssen, da eine ‚so blutige Krise die bitterste Arznei, die Quelle der Thränen und der Besorgniß wurde‘. Ohne zu ahnen, daß ihr als der Fürstin-Regentin eines deutschen Kleinstaates dereinst im neuen Jahrhundert die Gefahren und Schreckniſse der napoleonischen Zeit bevorstanden, fährt sie fort: „Das achtzehnte Jahrhundert wird unter seinen Brüdern einst mit blutigem Schleier erscheinen; schon oft wünschte ich meinen Lebenslauf in einen andern Zeitraum versetzt. Ich habe so ganz gefühlt, daß die Erde ein Paradies wäre, wenn die Menschen sich selbst genügten und liebende Brüder blieben: aber sie wählen das Vorbild des Erstgebornen Adams zum Muster; sie halten sich für den Mittelpunkt der Schöpfung und schaden am Ende, indem sie Andern Nachtheil bringen, sich selbst am meisten. Jeder denkt nur an sich, und vielleicht existiert jetzt weniger Moralität, als zu jener Zeit, wo man der Sittenlehre Kompendien in allen Formen und Farben hatte; ich schiebe dieß auf den Indifferentismus, auf den Mangel an Religiosität, dem Brandmale neuerer Zeit. — Wird man lau gegen Christus Religion, undankbar gegen den göttlichen Urheber unsers Daseins, so ist die Scheidemauer des Lasters übersprungen und jedes Verbrechen näher gerückt.“

„Der Fürſtinnen Größte hat gewiß ungern den polniſchen Krieg geſtattet: ſie, die Wohlthätige, arbeitet am Frieden ſonder Zweifel auch jetzt, und alle Gerüchte ſind übertrieben, ſind von Menſchen erdacht, die, hätten ſie Katharinens Zepter in Händen, nach Univerſalmonarchie ſtreben würden und nun ihre Chimären der Kaiſerin aufbürden. — Obgleich dieſe erhabene Frau des Hauſes gedenket, was ſie erzeugt, Schutz und Gnade ihm ſchenket, ob ich gleich perſönliche Beweiſe ihrer Huld empfing, ſo habe ich doch den Vorzug nicht, mit ihr im fortgeſetzten Briefwechſel zu ſtehn.“

— — „Jedes Nähern einem Thron
Erreget bange Furcht mir ſchon.
Wenn oft mein Lied dem Höchſten dankte,
Mein ſchwach Gebet zum Himmel wankte,
So war es Geiſt und Herz, das mich zum Preiſe zog,
Und nicht der Hermelin, der meine Wieg umflog.
Auf einem Fürſtenſtuhl wohnt ſelten wahres Glück,
Umſchleiert iſt dort oft der ſüßen Ruhe Blick.
Und wenn chimäriſch ich mir Seligkeiten träumte,
So glaube, daß mein Wunſch im Mittelſtande ſäumte.
Ein heitrer Geiſt, ein ſtilles Landgut nur,
Ein Muſenſitz, im Schooße der Natur,
Ein kleines Haus, in eines Waldes Mitte,
Sieh, Freund, das iſt das Loos, das ich mir einſt erbitte.
Von Politik will ich entfernt gern bleiben,
Will keinem Unrecht thun, kein Todesurthel ſchreiben;
Der Menſchheit leiſes Wohl iſt jedes Weſens Pflicht:
Regentin aber bin, Regentin werd' ich nicht.“

Hatte ſie mit 25 Jahren wirklich eine ſo ideale Vorſtellung von der Politik ihrer großen Verwandten, der Kaiſerin Katharina? fragt man ſich unwillkürlich. Ihre eigene Furcht vor ‚der Hexe Politik‘, ihre Hoffnung, dem leiſen Wohl der Menſchheit leben zu können, ſind im Hinblick auf ihr dereinſtiges Los intereſſant genug. Sie ſollte dereinſt Regentin werden, ſollte dem Untergang im Strudel der großen Politik nahe genug kommen, ſich aber durch Klugheit und die Gunſt der Umſtände retten. Dieſe relative Sicherung hat es ihr dann ermöglicht, in einem kleinen Kreiſe für das leiſe Wohl der Menſchheit zu ſorgen.

Noch einmal haben Dichter und Prinzeſſin über Krieg und Frieden und zwar nach Abſchluß des Basler Friedens (5. April 1795), brieflich verhandelt. Am 5. Mai dieſes Jahres ſchreibt Gleim aus Halberſtadt an Paulina:

„Daß ich über den Frieden mich freue, daran iſt meine gnädigſte Paulina Schuld!

Sie wars, die mirs verſicherte, Katharina denk an keinen neuen Krieg!

Thäte Sie's, bey Gott! ſie würde nicht ſelig! Nein aber, Sie thut's nicht, Paulina ſagts, deshalb iſts wahr.

Die große Katharina denkt
An keinen neuen Krieg, denkt allen Kriegesmüden
Die Ruhe, denkt den edlen Frieden
Auf ewig nun der Welt zu geben — lenkt
Das Schiff, auf dem das Wohl der Menſchheit ſich befindet,
In einen Hafen, der der ſicherſte zu ſeyn
Erachtet wird von Ihr: und baut an ihm und gründet
Auf Ihres Geiſtes Sonnenſchein
Das Wohl der tauſend Nationen,
Die rund um Ihren Kaiſerthron
In Hütten und Palläſten wohnen,
Und Ihr erhabner Kaiſerſohn
Freut ſich der Gründung. In den Himmeln
Freun gute Geiſter ſich, und die geſammte Schaar
Der Muſen ſingt die That in allen Erdgetümmeln!
Wahr iſts! Paulina ſagts, deswegen iſt es wahr!

. . . . . .

Gleim."

Die Prinzeſſin antwortete am 6. Mai auf dieſe nachläſſige, flüchtige Reimerei mit Verſen, die, ſo unpoetiſch ſie klingen, doch das Streben nach einer gewiſſen ‚Korrektheit' zeigen.

„Ich ſchrieb dir, was ich wünſchte, was ich glaubte,
Der Menſchlichkeit und des Gefühles Sieg,
Sie freun des Friedens ſich und wollen keinen Krieg,
Und weh der Zeit, wann ſie mir die Beruhigung raubte.
Mein edler Freund, es kann nicht möglich ſeyn,
Wir wollen uns vereint des ſanften Friedens freun
Und hoffen, daß die Palme, die uns jetzt begrüßt,
In ganz Europa bald des Janus Tempel ſchließt.

Paulina."

Sieben Monate ſpäter erfuhr Gleim die Verlobung Paulinens mit dem Fürſten Leopold zur Lippe; nicht durch ſie ſelbſt, ſondern durch das Gerücht. Sogleich ſchrieb er ihr — 30. Dezember 1795 — einen Glückwunſchbrief:

„Die Durchlauchtigſte Prinzeſſin haben ſich entſchloſſen, von

Sr. Durchl. den Fürſten von Lippe-Detmold die Gemahlin nächſtens zu ſeyn, ſagte geſtern eine von unſern Damen zu mir!

Gebe, ſagt ich, der Himmel ſeinen beſten Segen zu dieſer Vermählung.

Ich kenne den Fürſten, lernte vor vier Jahren zu Pyrmont ihn kennen, ſah ihn nachher zu Detmold, zu Leipzig, zu Halberſtadt, ſah mehrmalen guten Geiſt und gutes Herz in ihm!

Pauline wird glücklich ſeyn!

Der alte Hüttner, ihr Verehrer, prophezeyts! und freut ſich der Urſache der Prophezeyung! Glück iſt Folge der Tugend. O wie wird ihr alter Verehrer, wenn Sie ſelbſt, daß Sie glücklich ſey, ihm ſagen wird, ſich freun, ſich freun, ſo wahr er unveränderlich iſt

Ihr
treu devoteſter Freund
und Diener
Der alte Gleim."

Hierauf antwortete ſie dem alten Freunde am 4. Januar 1796: „Mein Gemahl denn ſeit dem zweiten dieſes Monates iſt dieſer der Fürſt zur Lippe, iſt ein redlicher, rechtſchaffener und ſehr edeldenkender, mich zärtlich liebender Mann, deshalb traue ich Ihren freundſchaftlichen Prophezeihungen und nehme ſie dankbar an." Vielleicht hat damit der Briefwechſel zwiſchen beiden aufgehört; im Gleimarchiv iſt nichts mehr vorhanden.

Aus ihren Mädchenjahren iſt uns noch eine Beziehung bekannt, die ſie, die ſonſt faſt immer in der Nähe des Vaters verweilte und nicht viel von der Welt ſah, vom Schloſſe Ballenſtedt auf Tage hinwegführte. Sie verweilte öfters in Quedlinburg, in deſſen altem Schloſſe ſtändig eine proteſtantiſche Äbtiſſin reſidierte, die zugleich die vornehmſte unter den Reichsfürſtinnen war. Im Jahre 1787 war die 34jährige Prinzeſſin Sophie Albertine von Schweden, die Tochter des Königs Adolph Friedrich und der Schweſter Friedrichs des Großen Louiſe Ulrike, ihrer Tante Anna Amalie, Prinzeſſin von Preußen, in dieſer Würde gefolgt. Der Geſchichtsſchreiber des alten 1803 ſäkulariſierten Reichsſtiftes, Fritſch*), rühmt ſie, daß ſie für alles Kirch- und Schulweſen, beſonders aber für das Armenweſen des Stiftes und der Stadt Quedlinburg lebhaftes Intereſſe beſeſſen habe. Im Jahre 1790 hatte ſie ein Arbeitshaus für Arme errichtet, um der durch

*) II, 115.

Arbeitsloſigkeit wie Arbeitsunwilligkeit entſtandenen Armut zu ſteuern, eine Bemühung, in der ſie Pauline dereinſt als Fürſtin zur Lippe im großen Stil nachgeahmt hat.

Ich bin beim Jahre 1795 angelangt, bin vorausgeeilt und kehre zum Jahre 1790 zurück, da ihr ſchriftlicher Verkehr mit Friedrich Chriſtian beginnen ſollte.

In dem Sommer dieſes Jahres traten mehrere Bewerber an die einzige Tochter des Fürſten von Anhalt-Bernburg heran. So ſchmerzlich dem Vater, deſſen unermüdliche Begleiterin ſie bei Ritt und Jagd geweſen war, eine Trennung von ihr ſein mußte, ſo eifrig lag er ihr an, zu wählen. Ganz beſonders wurde man am Hofe dringlich, als Fürſt Leopold zur Lippe, der von Leipzig aus ‚als Student' mehrere Male zu Beſuch gekommen war, um ſie warb.

Für eine Verbindung mit ihr ſprach ſo manches, vor allem, daß ſeine Mutter, wie ſeine erſte Stiefmutter Prinzeſſinnen aus dem Hauſe Anhalt-Deſſau waren. Beide, Leopoldine und Kaſimire, waren Schweſtern geweſen, Enkelinnen des alten Deſſauers. Die eigene Mutter hat der junge Erbherr zur Lippe 1769 ſchon mit 2 Jahren verloren; ſie ſtarb, gepflegt von ihrer jüngeren Schweſter Kaſimire, die nun, aber nur für 9 Jahre, Leopolds Stiefmutter wurde, denn auch ſie ſtarb ſchon 1778. Aber gerade dieſe Frau hatte in Lippe ein geſegnetes Andenken hinterlaſſen, ſo daß eine Verbindung des 1789 majorenn gewordenen Fürſten mit einer Anhaltinerin den Bewohnern des Landes erfreulich ſein mußte. Über Kaſimire hat ihr Religionslehrer und Prediger Chapon nach ihrem Tode ein Büchlein verfaßt, das er ihrem Gatten, dem Grafen Simon Auguſt zur Lippe, zugeeignet hat*). Man kann in dieſer Schrift, nach der Stellung des Verfaſſers und dem Stande deſſen, dem ſie gewidmet iſt, nur Lob erwarten. Die Briefſtellen aber, die angefügt ſind, zeigen deutlich, daß das Lob nicht allzu übertrieben ſein kann.

Die 1749 geborene Prinzeſſin war, nachdem ſie, zwei Jahre alt, beide Eltern verloren hatte, von ihrem Oheim und Vormund, Fürſt Dietrich, erzogen worden. Ihr urſprünglich heftiger, zum Jähzorn geneigter Charakter wurde unter der Einwirkung ihrer Erzieher mild ſanft, ja, tief demütig und beſcheiden. Es entwickelt ſich in ihr allmählich eine fromme, Herrnhutiſche Geſinnung, in der ſie früh Ver-

*) Chapon, G. F. W., Leben und letzte Stunden der weiland durchlauchtigſten Fürſtin Kaſimire Regierender Gräfin und Edler Frau zur Lippe; geb. Prinzeſſin zu Anhalt. Lemgo 1780.

ſtorbene glücklich preiſt. Doch hat ſie nicht im Frommreden, ſondern im Frommhandeln ihre Religioſität gezeigt. Eine peinliche Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe war ihr eigen. Gegen ſich ſelbſt war ſie am ſtrengſten; das beweiſen ihre Tagebuchnotizen, die oft auf Selbſtquälerei hinweiſen. Neben der Frage, die ſie ſich ſtellt: „Iſt die Quelle, aus der wir handeln, ſtets rein? ſo rein, daß ſie gar nichts anders als Liebe zu Gott iſt?“ erſcheinen Bemerkungen wie: „Ich habe etwas an der Tafel geſprochen, welches ich nicht recht weiß, ob es wahr iſt.“ „Wie bedenklich und furchtſam, um was zu thun, was Nutzen ſchaffen konnte!“ „Die Liebe gegen den Nächſten fehlte ſehr.“

Im Verkehr mit andern ließ ſie durchblicken, daß ihre Mitmenſchen ihre Brüder und Schweſtern ſeien. Weglaſſen von Titulaturen in Briefen erſchien ihr als Beweis gegenſeitigen Vertrauens. „Laſſen Sie uns,“ ſchreibt ſie einmal, „den unſchmackhaften Weltton meiden, die Sprache des Herzens vorziehen und alle kraftloſen Wörter als Mißtöne in unſerem Briefwechſel anſehen.“ Zu ihren innigſten Freundinnen gehörte die Gräfin Marie von Schaumburg-Lippe, dieſelbe, deren ſchöne Seele Herder, während er in Bückeburg Hofprediger war, überaus anzog. In dem Kummer über den Verluſt dieſer Frau, ‚deren chriſtlich-leuchtendes, warnendes und thätiges Leben unvergeßlich ſein wird‘, ſpricht ſie die Furcht aus, daß ſie der Seligen nicht genug geweſen ſei. „Könnte ich noch etwas für ſie thun! Aber ich Wurm!“

So gering ſie über ſich denkt, ſo bange ſie ſich über ihr Tun ausſpricht, ſo ſcheint ſie doch mit redlicher Bemühung in ihrem Pflichtenkreis gewirkt zu haben. Sie gab dem Erbherrn, Paulinens dereinſtigem Gemahl, täglich ſelbſt eine Unterrichtsſtunde; auch Hofbeamtenkinder unterwies ſie. Als ſie dem Gatten 1777 ſelbſt einen Sohn ſchenkte, hielt ſie ſich der Gnade kaum für würdig. „Nun leb ich noch, hab einen Sohn, kann ihn ſtillen, habe meine Geſundheit wieder, mir, der Unwürdigſten Eine, hat Gott durchgeholfen!“ Sie hält es für eine heilige Verpflichtung, da Gott die Nahrung gibt, ſelbſt zu ſtillen; Ammen ſind nach ihr gefährlich. Auch die Geſundheitspflege ſieht ſie sub specie aeternitatis an. „Geſundheit des Leibes muß man fördern; es iſt eine uns aufliegende und nicht zu verabſäumende Pflicht; denn nicht uns, ſondern Gott gehören unſre Kräfte, unſere Zeit, unſer Leben und alles.“

Ihre Liebestätigkeit erſtreckte ſich nicht nur auf den Gatten, der ihr für den Fall ſeines früheren Todes die Nachfolge als Vormünderin

ſichern wollte, auf den Stiefſohn, ihr Söhnchen und ihre fürſtlichen Diener, ſondern auf alle Unglücklichen, von denen ſie hörte. 1775 hat ſie eine Unterſtützungskaſſe für heruntergekommene Landleute gegründet, in deren Kommiſſion ſie den Vorſitz übernahm. Sie arbeitete perſönlich für dieſe ‚Patriotiſche Geſellſchaft‘, lehnte es aber ab, als man dafür den Namen Kaſimir'ſches Inſtitut vorſchlug.

Demſelben Zwecke diente eine Strumpfſtrickerfabrik, die ſie gründete. Der gänzlich Verarmten und Kranken nahm ſie ſich in großem Maßſtabe als Pflegerin an und zahlte ihnen, vor allem in den Teuerungs- und Hungerjahren 1771—72, Doktor- und Apothekerkoſten. Um nicht Opfer von Täuſchungen zu ſein, verlangte ſie, ehe ſie Unterſtützungen verfügte, ſtets Bedürftigkeitszeugniſſe von Predigern oder Beamten.

Daß manche Not verhindert werden konnte, wenn das Volk, der Landmann, beſſer belehrt würde, war ihr klar. So hat ſie allerhand nützliche Aufſätze in Kalender bringen laſſen, die neben Geſangbuch, Bibel und Predigt in jener Zeit wichtige Quellen der geiſtigen Förderung und Belehrung waren. Da ſie aus Deſſau, der Stadt, in der der große Erziehungs- und Unterrichtsreformer Baſedow ſein Philanthropin gegründet hatte, kam, betrieb ſie für Detmold die Gründung eines Lehrerſeminars. „Die Sache, gute Schulmeiſter zu erhalten, liegt mir außerordentlich am Herzen, ſo am Herzen, daß ich nicht weiß, was ich darum aufopfern wollte.“ Ihr Wunſch iſt erſt nach ihrem Tode in Erfüllung gegangen.

Dieſer raffte ſie ſchon 1778 im Alter von 29 Jahren hinweg. Das Scharlachfieber hatte mehrere Schloßbewohner ergriffen. Sie ließ ſich deren Mitpflege nicht verwehren und erkrankte ſo ſelbſt daran. Um andern nicht zu ſchaden, wollte ſie möglichſt allein ſein und hat geduldig, dankbar und mit innerer Seelenruhe am 8. November 1778 ausgelitten.

Die Erinnerung an dieſe ‚ſchönſte Seele‘, wie ſie ganz im Geiſte der Zeit auf einem Denkſtein genannt worden iſt, iſt aufgefriſcht worden, weil unverkennbar manche ähnliche Züge in dem Bilde der künftigen Fürſtin Pauline zu Lippe-Detmold erſcheinen werden. Sie war ſo wie dieſe ihre ältere Verwandte für ſoziale Liebestätigkeit eingenommen, war dabei aber verſtandesmäßiger, weniger gefühlsſelig; bei aller Einfachheit und Beſcheidenheit ihres Weſens zeigte ſie nicht die Geringſchätzung ihrer ſelbſt, ſondern ging auf Grund einer

tüchtigen Bildung klar und fest an das ihr Mögliche heran und wirkte kräftig.

Für jetzt, als die Frage an die 21jährige Prinzessin herantrat, ob sie als Fürstin nach Lippe-Detmold ziehen sollte, standen für sie ganz persönliche Fragen im Vordergrund. Gefiel ihr der junge 23jährige Fürst persönlich? Waren seine körperlichen und geistigen Eigenschaften derart, daß sie die Gewähr haben konnte, mit ihm glücklich zu sein? Die Briefe an ihren Vetter Friedrich Christian von Augustenburg geben hier die nötigen Aufschlüsse. Nach ihrem eigensten Gefühl und dem Beirat, den sie von ihm empfing, hat sie sich damals dagegen erklärt, obwohl sie wußte, welche schwere Stellung ihr dadurch am Hofe und vor allem von dem, der ihr der nächste und liebste Mensch war, von ihrem Vater bereitet werden würde.

Der junge Erbgraf ist ohne Zweifel körperlich und geistig nie besonders veranlagt gewesen. Sein Vater, der treffliche Graf Simon August, der im Lande hohes Ansehen genossen und guten Ruf hinterlassen hatte, sowie 2 Stiefmütter — Gräfin Kasimire und Gräfin Wilhelmine — haben sich seiner liebreich angenommen und ihn zu seinem künftigen Beruf heranbilden wollen. Zu seinem Unglück verlor er 1782, erst 15 Jahre alt, den Vater und kam unter Vormundschaft eines Oheims, des Grafen Ludwig. Bis zu seiner Volljährigkeit stand ihm als Hofmeister der Hofrat Kersten zur Seite. Unter dessen Leitung besuchte er 1786 die Universität Leipzig. Hier lernte er Friedrich Parthey kennen, der mehrere Jahre in Mitau im Hause des Reichsgrafen von Medem gelebt hatte und ein treuer Freund der Töchter dieses Hauses, der späteren Herzogin Dorothea von Kurland und Elisas von der Recke geworden war. Nach Hofrat Kerstens plötzlichem Tode bat der Erbgraf Parthey täglich inständigst, sein Hofmeister zu werden. Da die Bedingungen, die der lippische Kanzler von Hofmann billigte, verlockend waren, nahm Parthey an, gewiß in der Hoffnung, einst, wenn Leopold majorenn geworden war, eine gute Versorgung zu erhalten.

Durch Parthey ist Erbgraf Leopold auch mit Elisa von der Recke bekannt geworden und soll nach J. L. Schwarz*) eine so heftige Neigung zu der um 13 Jahre älteren, gereiften Frau empfunden haben, daß er auf die seltsame Idee gekommen sei, sie, majorenn geworden, zur

*) S. Elisa v. d. Recke II S. 131.

Frau zu nehmen; nach seiner Annahme werde es wohl gelingen, Kaiser Joseph dahin zu bringen, die Ehe für rechtsgültig und standesgemäß zugleich zu erklären. Beruht diese Angabe auf wahrer Beobachtung oder Überlieferung, so ist für gewiß anzunehmen, daß Elisa alles getan haben wird, den jungen Mann von seinem sonderbaren Einfall abzubringen.

Während seiner Studienzeit ist er wohl auch einige Male in Ballenstedt gewesen, hat Paulinen gesehen und damals schon den Gedanken gefaßt, um sie zu werben. 1789 ist er für majorenn erklärt worden und ist zugleich vom Kaiser Joseph II. auf sein Ansuchen zum Reichsfürsten gemacht worden. Sein Vormund versuchte damals in Hessen-Cassel für ihn eine der Töchter des Landgrafen Wilhelm IX. (des späteren Kurfürsten Wilhelm I.) zur Gemahlin zu erhalten, aber vergeblich. Das Jahr darauf warb er dringlich um Pauline; wie diese sich dazu verhielt, wie sie sich entschied, werden ihre Briefe an Friedrich Christian von Augustenburg zeigen.

Die nächsten Monate, nachdem sie ihn abgelehnt hatte, gaben ihrer Entschließung recht. Der junge Fürst wendete sich zunächst voll Groll gegen die bisherige vormundschaftliche Regierung, in der Annahme, daß schlecht gewirtschaftet und er um bedeutende Summen betrogen worden sei. Er verfügte die Absetzung bisheriger hoher Beamten, die sich sogleich an das Reichskammergericht zu Wetzlar behufs ihrer Wiedereinsetzung wendeten. Hatte Leopold doch kurz nach der Ergreifung der Regierung eine Urkunde unterzeichnet, in der er der Vormundschaftsregierung volle Entlastung gewährte. Wenn nun die Verteidiger des Fürsten behauptet haben, die Entdeckung, daß er doppelt betrogen worden sei, habe ihn, den sonst so liebenswürdigen Prinzen, der bisher reiche Talente entfaltet habe, trübe gemacht und in eine Gemütskrankheit gestürzt, so liegt hierin gewiß Übertreibung, vielleicht sogar Entstellung.

Denn sehr bald entspann sich um die Persönlichkeit des erkrankten Fürsten und um die für ihn zu führende Landesverwaltung ein heftiger Kampf zwischen der ‚Regierung', an deren Spitze ein Günstling des Fürsten, Rat Rotberg, stand, und den Landständen, die von den bisherigen Vormündern, Graf Ludwig zur Lippe und dem bisherigen Kanzler von Hofmann, zum Vorgehen beim Reichskammergericht veranlaßt wurden.

Wie sich die Krankheit Leopolds, die sich am 21. Oktober 1790 ganz offensichtlich geäußert hat, im einzelnen gezeigt hat, geht aus den

auf Akten gestützten, bisher bekannt gewordenen Veröffentlichungen nicht deutlich hervor. Es heißt, Schwermut, Verstandeszerüttung oder -verrückung habe ihn befallen. Der früher genannte Referendarius Schwarz berichtet sehr auffällige, zum Teil lächerliche, zum Teil widerliche Dinge.

Im September 1789 hatte der junge Fürst in Halberstadt Schwarz seine Leidenschaft zu Elisa von der Recke offenbart, ihm aber außerdem die Ernennung zum lippischen Regierungsrat in sichere Aussicht gestellt. Noch vor seiner Huldigung hatte er 1790 Schwarz zu Braunschweig in einem Kaffeehause getroffen, begrüßt und ihm das Patent zum Regierungsrat in sichere Aussicht gestellt. Während dieser nun auf die Berufung wartete, kamen aus Detmold die seltsamsten Gerüchte über verrückte Streiche, die der Fürst ausgeführt habe: So hatte er in Wien 10000 Stück Schweizerkühe bestellt. Als er die Nachricht empfangen, 500 seien angekommen, sei er mit seiner Geliebten in gewaltiger Erregung auf die Meierei gefahren, wobei der Wagen gänzlich zerbrochen. Draußen angekommen, zog er seinen Hirschfänger, trat unter die Kühe und wollte — wie ein rasender Ajax — die stärksten Tiere töten. Diese wurden wild und hätten ihn beinahe durchbohrt. Am Huldigungstage habe er dem Superintendenten kurz vor der Festpredigt das Absetzungsdekret geschickt. Zum Huldigungsfestmahl lud er zwei Fremde bürgerlicher Abkunft ein und ließ sie in ihren Reisekleidern neben sich setzen. Sehr boshaft habe er während des Speisens blinden Feuerlärm befohlen, um seine Gäste aus der Stadt, denen er nicht Urlaub zu nehmen gestattete, zu ängstigen. Als er dann Schriftstücke mit der Unterschrift Joseph II. ausfertigte, sei die Verstandeszerrüttung klar gewesen.

Die Landstände und Graf Ludwig gingen sehr schnell vor, beseitigten die dem Fürsten sehr ergebnen Personen, vor allem seine Günstlinge, und hielten ihn in sehr scharfer Bewachung, wobei sie manche Rücksicht außer acht gesetzt haben mögen. Am 22. Oktober hatte sich der erste Anfall beim Fürsten gezeigt, am 4. Dezember war die Kuratel beim Reichskammergericht ausgewirkt. Die ängstliche Beobachtung des Geheimrat Dr. Trampel hatte zunächst eine längere Krankheit vorausgesagt, dann waren gegenteilige Hoffnungen geäußert worden. Die Landstände und Graf Ludwig zogen mehrere auswärtige Autoritäten heran, die sich wiederum sehr zweifelnd darüber aussprachen, ob die Heilung baldigst zu erwarten sei.

In den ersten Zeiten der Krankheit wurde der Fürst, wie es scheint, oft falsch behandelt. Man sperrte ihn ein, reizte ihn durch

fortwährende Beobachtung der Wächter im Zimmer selbst oder durch Benutzung eines an der Tür angebrachten Guckloches von außen her.

Wie seltsam selbst irre Fürsten vor mehr als hundert Jahren noch behandelt wurden, beweist folgender Krankheitsbericht, der nach Angabe des den Fürsten später verteidigenden Rates Rotberg, der ihn mit allen Mitteln aus der Kuratel befreien wollte, am 31. Dezember 1790 von dem Geheimrat Trampel erstattet worden sein soll*).

„Nur bey dem Eintritt des Herrn Doctor Focken in das Krankenzimmer hatten Se. Durchlaucht angehoben zu sagen: was will der Kerl hier? zum Hazjäger Krüger aber: schmeise er mir den Kerl heraus. Als dieses aber nicht geschah, so warfen Se. Durchlaucht einen Stuhl um, und dem Herrn Doctor Focken eine wollene Bettdecke vor die Füße.

Gegen Mittag solte das Krankenzimmer gereinigt werden, und Se. Durchlaucht der Fürst so lang ein anderes Zimmer einnehmen. Um dieses desto leichter ins Werk richten zu können, suchte der Herr Jagdjunker von Donop Se. Durchlaucht den Fürsten durch einen vorgehaltenen Zwiebak ins Nebenzimmer zu locken. Se. Durchlaucht wolten sich aber nicht locken lassen, sondern hatten vielmehr zur Antwort gegeben: geben Sie mir den Zwiebak hierher, oder ich schmeise Ihnen den Teller an den Kopf.

Bey meiner Zuhausekunft stelte ich Sr. Durchlaucht dem Fürsten vor, daß das Zimmer gereinigt etc. werden müsse, und in dem Augenblick bezogen Sie das andre Zimmer. Se. Durchlaucht befahlen gestern Abend selbst, daß geräuchert werden solte, und als der Förster Pählig Se. Durchlaucht warnte, Sie möchten nicht in das frische Zimmer gehen; so antworteten Sie ihm, indem Sie zurückkehrten: ja! wenn Du meinest.

Aus diesen Factis erhellet, daß die Ausführung meines gestrigen Berichts an die Hochfürstliche Regierung, Personen, die dem Fürsten misfällig sind, nicht zu ihm zu lassen, äußerst nothwendig sey."

Der Fürst hat in allmählich sich bessernder Bewachung mehrere Jahre zugebracht; sein Name konnte am Ballenstedter Hofe im Ernste nicht mehr genannt werden, und Prinzessin Pauline wird nach der Seite hin Ruhe erlangt haben, nicht ahnend, daß sie einst doch noch die Fürstin des kleinen Landes werden sollte, dessen Beherrscher zurzeit ohne Macht und Einfluß ein hindämmerndes Dasein führte.

Zunächst hegte sie gegen den Prinzen von Augustenburg unaus-

*) Rotberg, Wahrhafte Krankheits- u. Curatelsgeschichte des regierenden Fürsten zur Lippe. 1795 Anlagen S. 72.

löschliches Dankgefühl für seine Teilnahme, seine Beratung und für die fortgesetzte intime Korrespondenz, deren er die jüngere Cousine würdigte. Allmählich wurde es ihr zu einem festen Bedürfnis, sich mit ihm brieflich auszusprechen, und ein Gegenstand inniger Wünsche, mit ihm zusammenzukommen, mit ihm, den Prinzessinnen Louise und Louise Auguste zu verkehren.

Diese Sehnsucht Paulinens, mit ihren Holsteiner Verwandten persönlich zu verkehren, erklärt sich aus dem reichen, geistigen Leben, das sich ihr neben der Pflege der Freundschaft dort darbot. Zu dem, was schon über den Herzog Friedrich Christian mitgeteilt worden ist, sei noch einiges hervorgehoben, was von denen berichtet wird, die mit dem edeln Manne verkehrten: Johann Georg Rist, der vielgereiste, menschenkundige dänische Diplomat*), nennt ihn in der äußeren Erscheinung klein, schwach von Leibesbeschaffenheit, von kränklichem Aussehen und überall nicht von glücklicher Gemütsart, von leicht reizbarem zarten Gefühl, in seinem Auftreten unsoldatisch und etwas pedantisch, aber doch einen ausgezeichneten Mann in mancher Hinsicht. Einen warmen Verehrer gewann sich der Prinz in dem Philosophen Reinhold in Jena, der durch den Dichter und Berater Baggesen dem Grafen Bernstorff und dem Prinzen als Professor nach Kiel empfohlen worden war. Friedrich Christian, der als junger Student und in späteren Jahren noch ein eifriger Schüler des Philosophen Platner in Leipzig gewesen war und durch ihn dem Skeptizismus nahe gekommen war, näherte sich durch Reinholds Briefe, die ihm der Dichter Baggesen in seinem Eifer für philosophische Studien in die Hand gespielt hatte, der Kantschen Philosophie. Es war daher Baggesens eifriges Bestreben, Reinhold, den er auf seiner deutschen Reise in Jena besucht, kennen und lieben gelernt hatte, dem Prinzen von Augustenburg derart zu empfehlen, daß seine Berufung nach Kiel als Professor der Philosophie erfolge. Es war hier mancherlei Widerstand zu bekämpfen. Es mußte dem Einflusse des etwas eiteln Professor Platner, eines Gegners der Kantschen Philosophie, auf den Prinzen entgegengewirkt werden, und als er dafür gewonnen war, die Berufung bei dem die Regierung Dänemarks damals leitenden Kronprinzen Friedrich durchgesetzt werden.

Baggesen, für dessen dichterisches Talent, für dessen leicht empfängliches, schwärmerisches Gemüt Friedrich Christian sehr eingenommen

*) Lebenserinnerungen II 81, 256.

war, hatte ſich vielfacher Gunſtbezeugungen des Fürſten zu erfreuen und war daher von Dankbarkeit, aber auch Begeiſterung für ſeinen Gönner erfüllt. Friedrich Chriſtian hat ihm gegenüber wie Alfons von Ferrara gegen Taſſo gehandelt. Er verſchaffte ihm Muße zu ſeinen Dichtungen, er ermöglichte ihm durch Spendung von Geld Reiſen ins Ausland. „Vaterland und Welt ſollten auf ihn wirken.“ Aber es fehlt auch nicht an erziehlichen Mahnungen. Als ihm Baggeſen 1789 ſeine Verlobung mit einer Enkelin Albrechts von Haller in Bern angekündigt hatte, ſchrieb ihm der Prinz: „Sie wiſſen, daß ich für Sie mehr als allgemeine Menſchenliebe empfinde, Sie werden alſo von der Lebhaftigkeit des Antheils, den ich an Ihrer gegenwärtigen Lage nehme, überzeugt ſein. Ich hoffe, daß Sie in einer glücklichen Ehe Geſundheit und Kräfte bekommen werden, ſich zu dem Grade von Brauchbarkeit fürs Vaterland auszubilden, den Ihre Anlagen und Talente hoffen laſſen, und dieſe Hoffnung würde Ihnen meine Unterſtützung als Staatsmann ſichern, wenn ich nicht ſchon durch Achtung und Freundſchaft, ſtärker als durch Patriotismus, aufgefordert würde, Ihnen beizuſtehen . . .

Schonen Sie Ihre Geſundheit, beſonders durch Vermeidung aller abmattenden Arbeit. Berechtigt zu den ſchmeichelhafteſten Erwartungen, werden Ihre Freunde und das Vaterland es Ihnen nie verzeihen, wenn Sie dieſe durch unzeitigen oder übertriebenen Fleiß oder durch ein an Schwärmerei grenzendes Betragen vereiteln ſollten. Mich verlangt, Sie hier bei uns zu ſehen. Kommen Sie doch zurück, ſobald Ihre Geſundheit, Liebe und Dankbarkeit es Ihnen erlauben werden.“*)

Acht Jahre ſpäter hatte Baggeſen das Unglück, ſein geliebtes Weib Sophie zu verlieren. Der betäubende Schmerz machte ihn unfähig, etwas Feſtes zu wollen. Alle Bemühungen des nunmehrigen Herzogs, ihn zur Annahme einer Stellung im Lehr- und Erziehungsweſen zu bringen, ſchienen zu ſcheitern. Da ſchrieb er ihm am 18. Juni 1797 von Gravenſtein aus, obwohl er offen zugab, durch des Dichters Briefe außerordentlich gereizt worden zu ſein: „Die Stelle iſt mir wichtig, weil ſie einem edeln und einſichtsvollen Mann Gelegenheit gibt, auf Studienweiſe, auf Bildung, auf Sitten ſo vieler Jünglinge, die größtentheils zu Volkslehrern beſtimmt ſind, den wohlthätigſten Einfluß zu

*) Jens Baggeſens Biographie I. Beilagen S. 95. 1843. Auch die folgenden Stellen aus den Briefen des Prinzen, des Dichters u. Reinholds ſind dieſem Werke oder dem Briefwechſel Baggeſens mit Reinhold Leipzig 1831 entnommen.

erhalten. Dieser Einfluß ist nicht möglich ohne persönliche Achtung, Liebe und Zutrauen, und diese zu erhalten, dazu gehört Einsicht, Talent und Enthusiasmus. Nun hielt ich Sie für geschickt und geneigt, sich diesen Einfluß zu verschaffen. Ich glaubte Sie männlich genug, um einen solchen Zweck mit anhaltendem, ausdauerndem Eifer verfolgen zu können; denn ich hielt Sie nicht für einen moralischen Schwächling, der leicht begeistert werden kann, aber auch leicht wieder erkältet und erschlafft wird . . ."

„An der Hand der Zeit, dieser großen Trösterin, werden Sie nun wieder zur Besonnenheit zurückgekehrt sein, und dieser Zustand wird für Ihre Gesundheit wohlthätig werden. Unstreitig ist der eine Mensch ein mehr empfindsames Wesen als der andere. Allein es gibt doch auch ein gewisses Maaß für die Empfindung in der Menschennatur überhaupt, welches, ohne ihr Zwang anzuthun, nicht überschritten werden kann, sowohl was den Grad intensiver Größe, als auch die Dauer oder das Anhalten der Empfindung betrifft. Nun ist es eine Unart, welche nicht selten auch reifere, mehr geübte Schüler der Weisheit überrascht, durch widernatürliche Ueberspannung, die immer mehr oder weniger erzwungen ist, oder durch irgend eine andere Uebertreibung, ein selbstgefälliges Interesse an sich finden oder andern einflößen zu wollen. Der Mensch mag vorzüglich gerne beklagt, bedauert werden, Mitleid erregen. Die lebhaftere Theilnahme, die man ihm alsdann bezeigt, die größere Sorgfalt, die man für ihn hat, gibt ihm einen Schein von Wichtigkeit, der seiner Eitelkeit schmeichelt und dessen Täuschungen er sich weichlich überläßt. Hier muß uns nun diese Unart (die tiefer in unsre Natur eingewurzelt und gegen welche schwerer zu kämpfen ist, als man es vielleicht bei flüchtiger Erwägung glaubt) abgewöhnen; sie muß uns lehren, auch unsere Empfindung beherrschen zu können, denn sie soll aus einem Menschenthiere einen Menschen machen — aus moralischen Schwächlingen Männer erziehen."

„Ermannen Sie sich also, Baggesen! Möge die Philosophie Ihnen beistehen, diese Männlichkeit zu erhalten! . . . Endlich bitte ich Sie: philosophiren Sie auch über Ihren Dichtergenius, um jeden vielleicht aufkeimenden Dünkel, solange es noch Zeit ist, zu unterdrücken. Gewiß führt die Philosophie nicht zur Geringschätzung dieses Genius; denn sie erkennt ihn für eine köstliche Gabe des Himmels; sie sieht aber auch zugleich das gefährliche desselben ein, für unsre Ausbildung zu ächter Humanität, für unsre Weisheit und selbst für unsre Tugend. Der Zauber dieses himmlischen Genius, die Bewunderung, die man ihm

zollt, der Beifall, den man ihm von allen Seiten zuklatscht, die freundliche Aufnahme, die er allenthalben findet, die Nachgiebigkeit und Nachsicht, die man ihm täglich und stündlich erweist, machen sehr leicht den Kopf des Dichters schwindeln und verderben sein Herz. Nun werden eine weichlich empfindliche, durch alles zu beleidigende Eigenliebe und eine immer rege, über alles gebietende Eitelkeit Grundzüge des Charakters, welche den philosophierenden Beobachter nöthigen, den Menschen von dem Dichter zu trennen, und indem er diesem volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, jenem seine Achtung zu entziehen."

„In diesem Briefe herrscht die wahre und kühne Sprache der Freundschaft. Halten Sie diese Ihrem ehemaligen Freunde zu Gute! denn als solcher, und nicht als Ihr Oberer, habe ich so schreiben können. Bewunderung und Anbetung erwarten Sie nicht von mir; ich suche das Bewundern und Anbeten mit jedem Tage mehr zu verlernen. Aber Achtung und Liebe möchte ich Ihnen immer widmen können, und es würde mich innig betrüben, Ihnen diese Gesinnungen jemals entziehen zu müssen."*)

Wenn wir für Philosophie Leben einsetzen, gemahnt diese Stelle auffällig an des Fürsten Alfons Worte im Tasso:

Dich führet alles, was du sinnst und treibst,
Tief in dich selbst. Es liegt um uns herum
Gar mancher Abgrund, den das Schicksal grub;
Doch hier in unserm Herzen ist der tiefste,
Und reizend ist es, sich hinabzustürzen. —
Ich bitte dich, entreiße dich dir selbst!
Der Mensch gewinnt, was der Poet verliert.

und

lern, ich bitte dich,
Den Wert des Lebens kennen.

Baggesen schwieg fünf Monate lang; erst im November 1797 antwortete er, aus tiefer Betäubung erwacht, dem edeln Gönner in einer Art Beichte. Er sieht darin ein, daß ihm von der Natur ein gefährliches Übermaß von Phantasie bei äußerer Armut verliehen worden sei, daß ihn sein leidenschaftliches Arbeiten und sein schnell erlangter Dichterruhm, die Liebe zu der angebeteten Gattin und deren Verlust sein ganzes Selbst ‚zerworfen' hätten. ‚Ich bin durch Natur und Kunst und Schicksal ein schwacher, phantastischer, unordentlicher, sonderbarer, leidenschaftlicher Mensch geworden.'

*) Baggesens Biographie II Beilagen S. 153ff.

Daran, daß er kein Philoſoph, ſondern ein Dichter ſei, hält er feſt; er iſt aber durch die feſten Worte des Herzogs überzeugt worden, daß er eine geregelte, aufs Nächſte gerichtete, der Allgemeinheit aber nützliche Tätigkeit ergreifen müſſe. „Ich will mich endlich beſtreben, aus dem ſchwachen, leidenſchaftlichen, enthuſiaſtiſchen Allesunternehmer und Nichtsvollender einen geſetzten, ordentlichen und ruhigen Arbeiter zu machen.“ Er hatte alſo den Wert des Lebens einſehen lernen.

Daß dieſer Mann für ſeinen fürſtlichen Gönner begeiſtert ſein mußte, iſt nach den vorſtehenden Briefſtellen erklärlich. Hören wir, wie er ſich über ihn, über die Gemahlin und die in Paulinens Briefen ſo oft erwähnte Schweſter Louiſe und das Leben auf den Holſteiniſchen Schlöſſern äußert.

1791 ſchreibt Baggeſen an Reinhold: „Der Prinz iſt der moraliſchſte, edelſte, beſte aller Sterblichen, die ich kenne, und er liebt mich mit inniger Freundſchaft“, „daß der Prinz von Auguſtenburg gewiß eine der reinſten, ſchönſten und erhabenſten Seelen unſrer Erde, Sie nicht verſteht, nicht ganz kennt — iſt freilich traurig.“ 1792 äußert er ſich ſo: „Freilich wird der Prinz von Auguſtenburg, der moraliſchſte Menſch, den ich kenne, mich nie verlaſſen. Du begehſt eine Sünde, wenn Du den Willen des Prinzen anklagſt. Er hat nicht den geringſten Einfluß, und er verdiente, allen zu haben.“ „Ich beklage den Herzog, daß er nicht kann; denn, bei Gott! es fehlt ihm nicht an Willen, jedem Menſchen wohlzuthun.“ 1794 rühmt er an ihm: „Ueberhaupt muß ich Dir in parenthesi ſagen, wenn es Dir nicht ſchon aufgefallen iſt, ich kenne wenig Menſchen, die ſo viele Kenntniſſe ſo verdaut und ſo ordentlich zerlegt haben, auch das, was ſie wiſſen, ſo gut wiſſen, wie der Prinz von Auguſtenburg.“

Und nun das geiſtig anregende und ſo beglückende Zuſammenleben auf Schloß Auguſtenburg oder auf Gravenſtein! Im Sommer 1795 lebte er mit ſeiner geliebten Frau, die ihrer Entbindung entgegenging, auf Auguſtenburg. Die Prinzeſſin Louiſe nahm ſich des unpraktiſchen Dichters freundlich an und ſchrieb ihm, damit er die Briefboten und ihre Abgangszeiten nicht beſtändig verwechſele, eine ausführliche Poſtordnung, die er über ſeinem Schreibtiſch anbrachte. Seine Frau ſchenkte ihm in dieſer Zeit einen Knaben und erfuhr die liebreichſte Pflege. Er durfte, von zwei Prinzeſſinnen, der Gattin und der Schweſter des Herzogs verwöhnt — wer dächte auch hier nicht wieder an Taſſo? — ſeinen Neigungen leben. Am 29. Juli 1795 ſchreibt er an Rein-



Prinzessin Louise von Schleswig-Holstein-Augustenburg.

Ölgemälde im Schlosse zu Primkenau.

hold: „Ich habe Deine Methode nachgeahmt, des Vormittags mich aus dem Hause ins Grüne zu verfügen, um unter offenem Himmel, umrauscht von den Blättern der Bäume, zu arbeiten. Ich habe mir eine Ecke in dem schönen Garten unsrer Prinzessin, wo Bank und Tisch und Baldachin errichtet ist, ausgesucht, und hier sitze ich jetzt, den Sitz weihend, indem ich Dir schreibe. Den Ort habe ich Louisenhain getauft. Nur ist er etwas zu reizend, um trotz aller Ruhe und Stille an demselben ruhig arbeiten zu können. Auch sehe ich von meinem Platze etwas vom Dache des Hauses, worin die himmlische Besitzerin wohnt, und dies zerstreut mich noch mehr als das Singen der Vögel, das Geschnatter der Enten und das Rauschen der Wipfel ringsumher."

Wie nahe ihm die Prinzessin, die besondere Freundin Paulinens, getreten, zeigen die Worte vom 21. August 1795: „Die Prinzessin Louise, die gewiß, wie ich glaube, unter allen Engeln ihres Geschlechts, einst im Himmel Dir am nächsten stehen wird, so sehr hat sie Dich und Deine Schriften lieb, so sehr lebt und webt sie in Deinem Geiste und nach Deinem Herzen, lebt mit Niemandem so viel als mit uns. Sie hat mit unsern Kindern so viel zu schaffen, als die Mutter und die Amme zusammengenommen. Ihre Unterhaltung ist immer geistreich und lebhaft, und sie trägt weit das Meiste zur Ergötzung unsrer Seele bei."

In der Gesellschaft Timoleons — nach diesem korinthisch-sizilischen Feinde der Tyrannei und der Tyrannen und dem Freunde einer maßvollen Volksfreiheit hatte man den Herzog benannt — im Verkehr mit Saladin — Graf Schimmelmann hatte diese ehrenvolle Bezeichnung — und durch Urania, die Herzogin — durch Athene, die Prinzessin Louise — sowie durch Arete, Baggesens Gattin, beglückt, verlebte er herrliche Tage. Am 31. Juli 1795 schreibt er dem Freunde: „Komme hierher in den Ferien! Komme um Uranias, Athenes und Aretes willen! Du findest sie in Auguste, Louise und Sophie. Du wirst lernen in zwangloserer Nähe die Königin der Weiber, Auguste, genauer und genauer kennen; lernen in vertraulicher Nähe die weiseste der Jungfrauen, Vesta Louise, in deren Augen das heilige Feuer des reinen Herzens brennt, inniger und inniger schätzen und lieben; lernen in freundschaftlicher Nähe den unendlich edlen Timoleon (o! jener war gewiß nicht so gut) höher und höher achten — o komm, komm, mein Reinhold! und theile unsere Freude über diese Menschen, aus denen ich (der, wie Du sagst, allenthalben aus ungewöhnlichen

Sterblichen Götter macht) keine Götter zu machen brauchte, weil sie es waren, es sind und mehr und mehr sein werden."

In seiner Schwärmerei äußert er am 18. August, zwei Tage, nachdem ihm zu Augustenburg ein Knabe geboren worden — er hat ihn Friedrich Ludwig August taufen lassen — folgendes: „Den Herzog halte ich überhaupt für keinen Gott (es giebt überhaupt nur einen Gott), aber die Herzogin und seine Schwester halte ich für Göttinnen. Und jetzt halte ich sie schon nicht mehr dafür, jetzt weiß ich, bis zur gänzlichsten Evidenz, daß sie es sind. Mehr als Göttinnen sind sie: denn die Göttinnen alle, die man bisher gekannt hat, haben sich opfern lassen. Diese aber hassen Alles, was unrecht. Ich kenne nichts Himmlischeres als sie; meine Sophie hat nur dies Himmlische mehr, daß sie die Meine ist."

Wenige Wochen später erschien Baggesen, nachdem er einige Zeit in Kopenhagen verweilt hatte, von neuem als Gast der herzoglichen Familie, diesmal auf Schloß Gravenstein. Er schreibt hierüber am 3. Oktober 1795: „Wie ich hier eigentlich lebe? Des Morgens stehe ich ziemlich früh, doch selten vor 6 Uhr, auf und mache sogleich eine Promenade allein, bis zum Frühstück. Von 9 Uhr bis 1 Uhr sitze ich an meinem Schreibtisch; allein da dieser am Bette meiner Frau, mitten im Schwarm der Kinder und Kindermädchen steht, die liebe Prinzessin Louise uns auch alle Vormittage besucht, so werde ich höchstens mit der Lesung der Zeitungen, einem halben Brief, einem kleinen Gedichtchen und einer kurzen Meditation bis zum Mittagsessen fertig. Das Diner, das nicht unmäßig lange dauert, wird ziemlich sokratisch gehalten. Die Herzogin, die Prinzessin Louise, der Herzog und ich streiten gemeinschaftlich über einen Punkt der Philosophie, wobei die Rollen ungefähr diese sind: Louise reizt, belebt und nährt die Unterhaltung durch schneidende Widersprüche, lebhafte Aeußerungen, scharfe, reine, strenge Sätze, starke Ausdrücke und prompte Repliken; der Herzog leugnet oder modificiert ihre Behauptungen, belehrt und kritisiert; die Herzogin spricht leider am wenigsten, aber was sie spricht, ist mehr wahre, ruhige Weisheit, es ist wirklich Athene in eigener Gestalt, und auch wenn sie schweigt, ist sie die unterhaltendste Person in jeder gescheidten Gesellschaft. Ich mische gute Laune in das Ganze und suche die streitenden Parteien zu vereinigen. Vom Tische geht es in die Kaffeestube, wo man sich in kleine Haufen theilt, die die Herzogin nach und nach besucht und mit irgend einem Zuspruch beglückt. Man geht auseinander, ich hinauf mit Sophien. Nach einer

Stunde machen gewöhnlich der Herzog, die Herzogin, Louiſe, meine Frau und die zwei Damen der Herzogin eine Nachmittagspromenade, wovon man zum Thee zurückkommt. Nach dem Thee, um 7 Uhr, ſpiele ich mit dem Herzog eine Partie Schach, und gleich darauf gehe ich in das Cabinet der Herzogin, wo ich ihr, der Prinzeſſin Louiſe, ihren Damen und meiner Frau als Prieſter der Grazien bis zum Abendeſſen vorleſe. Seit meiner Rückkunft aus Kopenhagen habe ich dieſem Tempel der Charitinnen Oberon, Zadig*), Nathan den Weiſen geleſen. Bisweilen ſpielt die himmliſche Venus während einer halben Stunde bei dieſer Gelegenheit ein wenig auf dem Clavier und ſingt dazu, daß ich mich in den dritten Himmel verzückt finde. Das Souper wird durchgeplaudert wie das Diner; man geht endlich aus einander und zu Bette, und wie ein Tag, ſo verſtreichen alle."

Seinen Dank hat Baggeſen u. a. dem Herzog dadurch abgeſtattet, daß er ihm den Bericht ſeiner Reiſen durch Deutſchland, die Schweiz und Frankreich in den Jahren 1792—93 in dem Werke ‚das Labyrinth' gewidmet hat. Die Widmung lautet: „Dem Seltenſten unter den Seltnen, die ich kenne, dem warmen Freunde der Menſchheit, dem Förderer der Aufklärung, dem Feinde der Vorurteile, dem Verächter der feinſten Schmeichelei: weihe ich mit tiefer Hochachtung und dankbarer Hingebung von Herzen in folgenden Blättern die Erinnerungen an jeden edeln Genuß, den mir ſeine Fürſorge bereitete."

Zwei gemeinſame Intereſſen haben die beiden Männer jahrelang verknüpft: die Begeiſterung für die Sache der Menſchheit, die nach ihrer Meinung durch die franzöſiſche Revolution eine mächtige Förderung erhalten müſſe, und das warmherzige Intereſſe für Schiller, den Dichter der Menſchheit. Man muß es im Gegenſatz zu der kühlen oder verdammenden Beurteilung, die Pauline der gewaltigen Bewegung, den einzelnen Menſchen, der Nation widmet, leſen, was Baggeſen mit der herzoglichen Familie über Mirabeau, ſein Wirken und ſeinen Tod empfunden hat; oder das Schmerzgefühl erfahren, das die für die Sache der Freiheit entzückten Menſchen in ſteigendem Maße befiel, je ſchrecklichere Nachrichten kamen: von Ludwigs XVI. Tod, von Robespierres Wüten u. a. Die extremſte Natur ſcheint die Herzogin geweſen zu ſein. Wie ſie erſt für die Männer, die Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit aufs Panier ſchrieben, eingenommen geweſen iſt, ſo iſt ſie ſpäter und bis zuletzt noch eine eifrige Verehrerin Bonapartes geweſen. Der Herzog hat, wie vor allem aus Paulinens

*) Ein Roman Voltaires.

Briefen an ihn hervorgeht, allmählich eine Illusion nach der andern, die er sich über den moralischen Wert der großen politischen Bewegung gemacht hat, schwinden sehen. Auch aus seinen Briefen an Baggesen geht dies hervor. So schreibt er ihm am 10. Dezember 1793: „Die französischen Blutszenen erwecken allgemeines Entsetzen. Wahrlich, der Himmel wäre theuer erkauft, der unmittelbar aus der gegenwärtigen Hölle entstehen soll! Allein ich halte dies für unmöglich. Der Phasen der Revolution wird es noch viele geben, ehe dies unglückliche Land zu einer erträglichen Ordnung und Ruhe gelangen kann; und wer sagt, daß diese Ruhe und Ordnung sogleich vernunftmäßig sein wird? Wenn ich es nicht zu meinem Grundsatze gemacht hätte, an dem ich mit festem Glauben hange, daß man nie verzweifeln müsse, so würde ich in Ansehung Frankreichs verzweifeln."

Viel anmutender als diese längere Zeit andauernde, etwas verblendete Stimmung für Frankreich, die nur ungern und zögernd aufgegeben wurde, ist das begeisterte Eintreten Baggesens für Schiller, den er in seinen Schriften verehren gelernt und auf seiner Reise nach Deutschland besucht hatte, und das Überspringen dieses Feuers auf den Prinzen selbst.

Am 5. August 1790 hatte er den Dichter in Jena besucht, durch Freund Reinhold eingeführt. Wie dessen Werke, die er schon kannte, so entzückte ihn auch trotz der Kränklichkeit die hoheitsvolle Erscheinung des Menschen. Nach Dänemark zurückgekehrt, las er in den Jahren 1790—91, wo er nur hinkam, Schillersche Werke vor. „Der Prinz von Augustenburg," so schrieb er 1791 an Reinhold, „war wider Schiller eingenommen gewesen und verkannte ganz seinen Genius. Mit sehr vieler Mühe brachte ich es dahin, daß er mir erlaubte, ihm Don Carlos vorzulesen." „Ich zweifle sehr, sagte er, daß wir diese Lecture zu Ende bringen werden; indessen — weil Sie gewettet haben" — — ich las. Ich hatte mir im voraus bedingt, daß er schlechterdings den ersten Akt aushören müsse. Er wurde hingerissen — ich las nicht nur Don Carlos aus — aber als ich den folgenden Tag dies Auslesen anfing, hatte er schon in der Nacht alles Uebrige gelesen — Jetzt weiß er die vorzüglichsten Scenen auswendig." Gerade im Posa mochte der Herzog manche ihm verwandte Saite erklingen hören. Schreibt doch Baggesen im Juni 1791 an Reinhold: „Wenn uns dieser Prinz nicht gewiß ist, so können alle jetzigen und im nächsten Jahrhunderte künftigen Posas sich mit allen ihren Planen nach dem Tollhause begeben; denn eine Seele wie die seinige wiederholt die Natur selten unter Millionen, und



Herzogin Louiſe Auguſte von Auguſtenburg.

Gemalt von Anton Graff. Schloß zu Primkenau.



vielleicht nie unter Hunderten. Nein, es wäre Blasphemie, ſich dieſem Gedanken zu überlaſſen.“

Es iſt allbekannt, was ſich an die Begeiſterung beider und des Grafen Schimmelmann (Saladin) anknüpfte. Die ſchwere Erkrankung Schillers im Jahre 1791 erzeugte das Gerücht, er ſei geſtorben. Baggeſen, durch dieſe Nachricht viel mehr ergriffen, als von Mirabeaus Tode, hielt für ihn zu Hellebeck mit dem edlen gräflichen Paare Schimmelmann eine würdige Totenfeier.

Die Nachricht aber, daß er lebe, freilich als ein durch ſchwere Krankheit geſchwächter Mann, gab nun den Anlaß zu der großmütigen Unterſtützung unſeres Lieblingsdichters durch den Prinzen. Es ſei geſtattet, den erſten Brief, den er in dieſer Angelegenheit ſchrieb, einzuſchalten: „Nach reiflicher Ueberlegung finde ich, daß es am beſten ſey, wenn Sie, lieber Baggeſen, Schillers Fürſprecher im Schimmelmannſchen Hauſe ſeyn wollen. Schillern müßte ein ſolches Einkommen verſichert werden, daß er nur eine mäßige Arbeit täglich bedürfte, um ſein völliges Auskommen zu haben. Ich ſehe die Möglichkeit nicht ein, ihm gleich anfangs eine öffentliche Bedienung zu geben; der Staat kann alſo zu jener Abſicht gar nichts beitragen — was geſchieht, müßte von Privatperſonen geſchehen. Will Schimmelmann für eine gewiſſe Reihe von Jahren jährlich etwas dazu beitragen? Dies die Frage, deren Antwort ich von Ihnen zu erhalten wünſchte.“

Der Erfolg iſt bekannt. In einem herrlichen Schreiben, das nach Baggeſens Biographen — es iſt ſein Sohn Auguſt — vom Prinzen ſelbſt entworfen worden zu ſein ſcheint, wurden Schiller für fünf Jahre je 1000 Taler angeboten. In einem noch herrlicheren Schreiben nahm er ſie an: er wollte ſich der Menſchheit erhalten, um ihr zu dienen. Der Prinz hatte die hohe Freude, an ihm einen fleißigen Korreſpondenten zu gewinnen, der ſich über höchſte Fragen ihm gegenüber äußerte: Die Briefe zur äſthetiſchen Erziehung des Menſchen entſtanden. Wir aber haben noch heute dem großmütigen Vetter Paulinens zu verdanken, daß Schiller ‚aus bangen Leiden kümmerlich genas‘ und den Grund zu ſeiner tieferen geiſtigen Ausbildung in wohltuender Muße legen konnte. Ein zweitesmal müſſen wir uns der Ähnlichkeit des fürſtlichen Mannes mit Alfons von Ferrara entſinnen:

Ein Feldherr ohne Heer ſcheint mir ein Fürſt,
Der die Talente nicht um ſich verſammelt;
Und wer der Dichtkunſt Stimme nicht vernimmt,
Iſt ein Barbar, er ſei auch wer er ſei.

Dies war ein Blick in des Fürſten Beurteilung durch den ſchwärmeriſchen Dichter. Es iſt auch intereſſant zu hören, wie Reinhold, der Profeſſor der Philoſophie, über ihn gefühlt und geſprochen hat. Der begeiſterten Zuſtimmung, der warmen Anerkennung folgt hier doch nach einiger Zeit die kühlere Betrachtung des Gelehrten, der nicht dauernd den Einfluß auf den Herzog gewonnen hat, den er gewünſcht, gehofft und eine Zeit lang ausgeübt hatte.

Als Baggeſen dem Freunde Reinhold mitgeteilt hatte, daß er ſeine Briefe über Kantſche Philoſophie dem Manne zu leſen gegeben habe, den er unter allen, die er kenne, ſeines edlen und erhabenen Charakters wegen, vorzüglich würdig halte, die praktiſchen Reſultate der Philoſophie ſich anzueignen, und den er vor allen zum Beförderer des Wahren, Guten und Schönen in ſeinem Vaterlande zu bilden wünſche — war der Verfaſſer, ungeachtet er von ‚dieſem ſeltnen Fürſten nichts als Außerordentliches wußte', doch überraſcht. „Bei dem gegenwärtigen Zuſtande der herrſchenden Begriffe können jene Briefe ſelbſt für Philoſophen von Profeſſion nichts weniger als unterhaltend ſein. Und wie ſelten ſind nicht Prinzen, die ſich mit den Wiſſenſchaften auch nur zu amüſieren verſtehen oder, wie ſehr wird ihnen auch nur dieſes Amüſement von den Pflegern der Wiſſenſchaften zum Verdienſte angerechnet. Nur das lebendigſte moraliſche Intereſſe, verbunden mit echtem philoſophiſchen Geiſte, der ſich mit keinen anderen Gründen der Pflichten und Rechte der Menſchheit, als mit den letzten begnügt, die für ihn allein die zureichenden ſind, kann einen Mann in der äußern Lage Ihres Prinzen zur nähern Bekanntſchaft mit der kritiſchen Philoſophie einladen; nur daraus würde es mir begreiflich, wenn er nicht gleich an der Schwelle ihres Heiligthumes von den Schwierigkeiten, die ſich ihm von allen Seiten her entgegenthürmen, zurückgeſchreckt wird."

Als der Entſchluß, den der Prinz nach Lektüre der Briefe gefaßt hatte, Reinhold nach Kiel zu berufen, nicht ſogleich durchgeführt werden konnte, war Reinhold in begreiflicher Erregung. Er wurde am guten Willen und der guten Geſinnung des Prinzen irre, obwohl ihm Baggeſen verſicherte, er werde, wenn nicht die deſpotiſch-fanatiſch-myſtiſche Partei in Kopenhagen ſiege, berufen; dies habe ihm der Prinz in die Hand verſprochen. Auch von der Furcht, des Prinzen einſtiger Lehrer in der Philoſophie, Platner, werde dieſem die Berufung verleiden, befreite Baggeſen den Freund Reinhold. Er ließ ſich vom Prinzen verſprechen, die ‚Reinholdſche und Kantſche Philoſophie nicht

nach Platner zu beurteilen und sich vor Platner zu stellen, als sei sie ihm gleichgiltig, damit dieser nicht darauf verfalle, den Bekehrer zu spielen'. „Er schwur mir," schließt Baggesen, „von Allem dem, was Platner hierüber anbringen würde, keine Notiz zu nehmen, und er versprach es mir, als er mir ewige Freundschaft schwur."

Im Juli 1791 kam der Prinz auf seiner Reise in Deutschland nach Jena, um Reinhold selbst kennen zu lernen. Am 28. hörte er ein zweistündiges Kolleg bei ihm und ließ sich ihm unter den Namen eines Barons von Holsten vorstellen. Sie kamen einander zunächst nicht nahe, da Reinhold durch die Zurückhaltung, die er an dem Besucher bemerkte, verlegen wurde; doch erkannte er in ihm schon den Selbstdenker. Am 29. reiste der ‚Baron' mit einem Empfehlungsbriefe Reinholds zu dessen Schwiegervater, dem alten Wieland, nach Weimar, war aber nachmittags schon wieder zurück, um das Kolleg nicht zu versäumen. In einer neuen Unterredung traten sie einander viel näher. Reinhold lud ihn, den er noch immer für den Baron v. Holsten hielt, ein, zum Abendbrot zu bleiben, was er ausschlug; ja „die Liebe machte mich die Indiscretion begehen, ihm beim Weggehen einen Kuß aufzudringen, und die Liebe fühlte sich in mir gekränkt, als er denselben unerwidert ließ. In der Folge haben sich unsre Lippen mehr als einmal begegnet."

Erst am folgenden Morgen erfuhr der erstaunte Reinhold, wer dieser Baron Holsten war. Auf dessen Aufforderung eilte er mit ihm in fünfstündiger Fahrt nach Naumburg, um die Prinzessin, die von Leipzig kam, zu empfangen.

„Ich brachte einen halben Tag, der unter die merkwürdigsten meines Lebens gehört, in fast ununterbrochener vertraulicher Unterredung mit ihm zu. Ich habe mein ganzes Herz vor ihm ausgegossen, und an seiner Seite mehr in einer Stunde gedacht, gefühlt, gelebt, als ich seit der Trennung von meinem Baggesen kaum in einem Jahre auf Veranlassung und im Angesicht vieler und darunter sehr vorzüglicher Menschen gedacht, gefühlt und gelebt habe. Ich fand meine interessantesten Gefühle durch seine Gedanken entwickelt, und meine liebsten Gedanken an seinen Gesinnungen realisirt; er ließ mich in seinem Herzen lesen, ich war begeistert, über mich selbst erhaben, mit Gewalt zur Mitteilung hingerissen, und fast möcht ich fürchten, daß ich zuweilen über das grenzenlose Zutrauen zu seiner Person die Schranken, die mir sein Stand setzt, vergessen habe." Mit seinen Ansichten über Kant's Philosophie war Reinhold nicht einverstanden; sie zeigten teils

Gleichgiltigkeit, teils Abneigung; doch war der Gelehrte der Meinung, ihm in weniger als einem Vierteljahre die gesamte Elementarphilosophie beibringen zu können. Die Schlußworte sind emphatisch: „O mein eben so glücklicher, als von mir geliebter Baggesen! Ich habe einen herrlichen halben Tag verlebt, und Ihr Geist war mitten zwischen uns, und kein andrer Name wurde öfters genannt. — Und Louise Auguste — ich sah noch nichts Holdseligeres unter der Sonne!" Der Wunsch Reinholds, durch eine Stunde tägliches Kolleg den Mann, der nicht eher mit sich selbst einig werden könne, als bis er auf den letzten angeblichen Grund gelangt sei, dahin zu bringen, daß er mit ihm und Baggesen ebenso übereinstimmend denke, wie er schon fühle, war zunächst unerfüllbar. Erst zwei Jahre später, im August 1793, kam für ihn die förmliche Vokation nach Kiel, und sogleich begrüßte der Prinz die Annahme des Rufes freudig, aber auch etwas stolz mit folgenden Zeilen: „So sind Sie denn also gegenwärtig Dänischer Bürger und mein Landsmann. Ich wünsche meinem Vaterlande, aber — fern sey alle übertriebene Bescheidenheit — ich wünsche auch Ihnen, lieber Reinhold, Glück, daß Sie von demselben adoptirt worden sind. Dänemark ist unter allen europäischen Staaten derjenige, der am meisten den Ehrentitel ‚Land der Freiheit' verdient. Möchte er noch lange dieses Beinamens würdig seyn und desselben immer würdiger werden. Sie, als Organ der philosophierenden Vernunft, können zu diesem Zwecke sehr thätig seyn! Ich werde Ihren Bemühungen mit der dankbaren Freude zusehen, die man bei warmer Liebe zur Menschheit jedesmal empfindet, wenn ein Edler absichtsvoll für ihre Veredlung und Beglückung arbeitet. Der Himmel segne Sie! Seyn Sie lange, recht lange bei uns Lehrer der Vernunft und Tugend!"

Erst im Frühling 1794 konnte er in Kiel eintreffen. Kaum hatte er sich etwas eingerichtet, so besuchte er das prinzliche Paar auf 3 Tage in ‚dem paradiesischen' Gravenstein. Herzlich wurde er aufgenommen; in vertraulichen Gesprächen zeigte sich der Prinz offener, wärmer, mitteilender als zuvor. Er schien dem Gelehrten an Gesetztheit, Bestimmtheit und Lebensklugheit gewonnen zu haben. „Sein Herz ist nicht kälter geworden, aber es steht mehr unter dem Einflusse seiner Vernunft, und weniger unter dem der Phantasie. Die Schwächlichkeit seines Körpers ist indessen Ursache, daß er sehr heftige Eindrücke auch auf sein Gemüth theils nicht wohl vertragen, theils nicht aufnehmen kann."

In den Tagen traf Reinhold auch Frau von der Recke als Gast

des prinzlichen Paares. Er fühlte den braven und guten Kern ihrer Natur heraus, nahm aber Anstoß an der etwas gemachten Art, wie sie sich oder vielmehr das Ideal ihrer selbst gab. „Daher fühlt man sich wechselsweise von dieser außerordentlichen Frau abgestoßen und angezogen, kann nicht wohl mit ihr und nicht wohl ohne sie sein. Ihren Eingebungen habe ich es zuzuschreiben, daß ich auf eine Vorlesung in Gravenstein studieren mußte und dadurch um manche Stunde der Conversation mit unserm Prinzen kam.“ Reinhold schloß seinen Vortrag mit einem Kompliment an die ‚Durchlauchtigen‘, das uns so recht in die für Weltbürgertum und für das Wohl der Menschheit begeisterte fürstliche Gesellschaft blicken läßt: „Ihnen empfiehlt sich die Philosophie durch denselben Umstand, wodurch sie sich bei andern Fürsten und Großen der Erde verhaßt macht, nämlich dadurch, daß sie von einer Würde spricht, welche die Epiktete und die Antonine, die Kleinjogge und die Friedriche in ein und dieselbe Klasse setzt. Auf der höchsten Stufe des bürgerlichen Ranges freuen Sie sich, daß es einen noch höheren Rang auf der Stufenleiter des Menschenwerthes giebt, den man allein sich selber zu danken hat, den weder Geburt geben, noch eine Revolution nehmen kann, und der in dem Auge des gesunden Verstandes nicht weniger als der philosophierenden Vernunft zwar von dem Stande des Fürsten keinen Glanz dieses Standes bis zu der Glorie erhebt, in welcher Sie, Durchlauchtige, noch lange diesseits des Grabes zur Ehre und Wohlfahrt der Menschheit strahlen mögen.“ Nachdem er noch seine Freude darüber ausgesprochen, daß die Frauen am Hofe, Louise und Louise Auguste, Kantianerinnen sind, schließt er den Brief an Baggesen mit den Worten: „Hier ist solide Cultur.“

Auf die schwerere geistige Speise folgte auch leichtere: „Abend wurde immer auf dem Zimmer der Urania (der Herzogin) von der ganzen Gesellschaft das Frageſpiel gespielt, das mir manche Veranlassung gab, den feinen Witz sowohl dieser Fürstenleute, als ihrer Damen zu bewundern.“

Baggesens Jubel, daß Reinhold den erhabenen fürstlichen Personen so nahe trat, wird nach einiger Zeit verstummt sein. Reinhold ist in den folgenden Jahren dem Fürstenpaare seltener begegnet; fast scheint es, daß ein Verwandter des Herzogs, Prinz Karl von Hessen, vertrauter mit dem Philosophen verkehrte und daß dies ihm Friedrich Christian etwas entfremdete. Als Reinhold im Oktober 1796 mit beiden Prinzen zu Schleswig zusammentraf, hielt sich der etwas kränklich aussehende Herzog ‚fürchterlich steif, trocken und kalt‘, sprach wenig

mit ihm. „War er über meinen Umgang mit Karl ungehalten; wars, daß er überhaupt die Gesinnung, in der er mir ein dickes Packet von herzlichen Briefen schrieb, aufgegeben hat — genug! ich bedauerte es, daß ich ihn wieder sah, weil ich ihm gut war und noch nichts weniger als gleichgültig gegen ihn bin. Ich habe ihn, seit ich in Holstein lebe, freilich nur einmal besucht — aber das Hin- und Herreisen kostet Geld, wovon ich nicht viel habe. Prinz Karl läßt mir hingegen jedesmal durch Binzer die Reisekosten erstatten."

Ich bin auf die Verhältnisse am herzoglichen Hofe etwas breiter eingegangen, um die ‚Welt' einigermaßen zu beleuchten, nach der Paulinens Briefe und aus der die Antworten darauf flatterten, die Welt, in der sie geistig mitlebte und am liebsten körperlich verweilt hätte.

In diesen Briefen an den Freund und Vetter behandelt sie die intimsten persönlichen Fragen und die höchsten Fragen der Menschheit. Zwischen diesen beiden äußersten Punkten verweilt sie mit Vorliebe bei den literarischen Erscheinungen der Zeit und bei den politischen Fragen. Während die Briefe des Prinzen häufig politische Schwärmerei enthalten haben mögen, zeichnen sich die Paulinens durch eine kühlere, festere, klarere Auffassung aus; sie hat manchmal die Genugtuung, ihn zu überführen, daß er einst ganz anders empfunden habe, als da neue, unvorhergesehene, ungeahnte Ereignisse eingetreten waren. Charakteristisch für die weltbürgerliche Zeit ist es auch, daß beide über den Wert des fürstlichen Standes sehr frei denken; auch hier hat der Prinz die radikalere, Pauline bei aller Freiheit des Denkens die gesündere Anschauung.

Viel Schmerzliches ist ihr in den Jahren dieses intimeren Briefwechsels widerfahren; sie ist oft verkannt worden oder mußte wenigstens glauben, daß es ihr widerfahre. Sie hat es mehr angedeutet als ausführlich entwickelt; aber was sie offenbart, genügt, um zu erkennen, daß ihr Leben in der Nähe des kränklichen und wohl auch launenhaften Vaters nicht leicht war. Die Schwierigkeiten, die der Prinzessin durch ihre beharrliche Weigerung, einem der ihr vorgeschlagenen Prinzen die Hand zu reichen, und durch die Anwesenheit der Gemahlin ihres Bruders, einer Prinzessin von Hessen-Cassel, bereitet wurden, haben ihr, wie aus den Briefen an den treuen Freund hervorgeht, das Leben schwer verbittert. Kein Wunder, daß sie allmählich mürbe wurde und sich sagte, daß sie durch eine Verheiratung zwar nicht unbedingt Glück und Befriedigung, aber doch Befreiung

aus der sie quälenden Lage und eine gewisse Selbständigkeit erlangen werde. Seltsam genug aber mutet es uns an, daß sie sich nun doch noch entschlossen hat, den einst zurückgewiesenen Freier aus Lippe, der lange gemütskrank gewesen war, anzunehmen.

Fürst Leopold war seit Herbst 1790 in Überwachung, stand unter Kuratel. Allmählich besserte sich sein Zustand; 1793 scheint er gesund gewesen zu sein. Die ihm bestallte Vormundschaft, ein Agnat und eine Deputation der Landstände, hat aber noch immer gezögert, die Verhältnisse zu ändern, unter denen sich Fürst und Land befanden.

Den Anstoß zur Änderung gab die schon oben erwähnte Schrift des Rates Rotberg ‚Wahrhafte Krankheits- und Curatel-Geschichte des regierenden Fürsten zur Lippe, mit Urkunden. Oktober 1794'. Sie schließt mit folgenden sehr bestimmt ausgesprochenen Sätzen: Der Fürst ist, wie alle Lippischen wüßten, seit einem Jahre durchaus wieder genesen; er schreibt, liest, denkt und äußert sich wie ein vernünftiger Mensch. Ja man hat ihn eine Reise durch Norddeutschland machen lassen; er hat sich u. a. am Dessauer Hofe aufgehalten ohne seine Wächter, die auf Verlangen des Fürsten von Anhalt haben umkehren müssen; er hat von dieser Reise durchaus klare Briefe geschrieben. Die Absichten und Zwecke des Agnaten und der ‚Kuratoren' werden als sehr egoistische, unlautere bezeichnet; zuletzt aber mit kräftigen Worten gesagt, das ganze Lippische Land schreie gleichsam: Euer Amt ist zu Ende! Tretet zurück! Gebt Rechenschaft!

Die nächste Folge dieser Anklageschrift war eine Eröffnung der Lippischen Landstände im November 1794: Sie hätten bemerkt, daß der Fürst so weit hergestellt sei, daß er selbst baldige Genesung hoffe und lebhaft wünsche, für das Wohl der Untertanen Tätigkeit zu beweisen. Es sei zu befürchten, er werde wieder kränker werden, wenn man darauf nicht eingehe; freilich könne er, ‚mit vielem Nachdenken beschäftigt', auch wieder kränker werden. Sie empföhlen daher, ihm die Regierung unter beschränkenden Bestimmungen zu übergeben, die vom Reichskammergericht zu bestätigen seien. Am 13. Dezember 1794 bereits war ein größeres Vertragsinstrument zwischen dem Fürsten und dem bisherigen Kurator und Landesadministrator, dem Grafen Ludwig, unter Beirat der Agnaten und der Ritterschaft festgestellt und unterzeichnet worden; am 14. März 1795 wurde dieser Vertrag von dem ‚Hochpreislichen Kaiserlichen und Reichskammergerichte' bestätigt.

Der Vertrag, der 17 Punkte enthält, ist unter dem Drucke der Verhältnisse vom Fürsten ‚nach freyer und reifer Ueberlegung' ‚im

redlichen Willen' unterzeichnet worden. Es war für ihn der einzige Weg, um aus völliger Unfreiheit in ein verhältnismäßig freieres Bewegungsgebiet zu gelangen. Der Kurator, die Agnaten und die Landstände haben sich und das Land gründlich gesichert, persönlich und finanziell: die Kuratel wird nur suspendiert, kann aber, wenn Leopold neuerdings erkrankt, ohne weiteres wieder eintreten; kein Beamter oder Bedienter darf ohne Untersuchung und Zuziehung der Regierung und der Stände entsetzt oder suspendiert werden; der Militärhof darf keine Verhaftungen ohne Kenntnis der Stände vornehmen; die persönlichen Gegner der Kuratoren, Rat Rotberg und Geheimrat Dr. med. Trampel, sollen nicht wieder angestellt werden; neue Beamte sind überhaupt nicht einzustellen; die Wildbahn soll so beschränkt bleiben wie bisher. Umfassend sind die finanziellen Bestimmungen: neue Kammerschulden dürfen nicht ohne Befragung der Stände gemacht werden; desgleichen ist Veräußerung von Domänengut nicht vorzunehmen; die Stände sind bei der Abnahme der Landrentey-Rechnung zuzuziehen, ihnen ist der Kammeretat vorzulegen und die Abstimmung über die zu tilgenden Kammerschulden zu überlassen. Wie der Hofmarschall auf das genaue Beachten des Hofetats zu verpflichten ist, so darf die Kammer sich durchaus keinen Eingriff in den Landesetat wagen. Die Regierung aber, wie der Hofmarschall werden verpflichtet, sofort darauf aufmerksam zu machen, falls sich beim Fürsten ein Rückfall zeigt. Die Kuratel tritt dann sogleich wieder in Aktivität. Dieser für den Fürsten demütigende Vertrag sollte erst nach 3 Jahren unter Zuziehung des Reichskammergerichts revidiert werden dürfen.

Im Jahre 1795 wurde dieser Vertrag bekannt und erregte viel Aufsehen. Einen besonderen Groll hegte der damalige Fürst von Wied gegen das hohe Gericht. Er war wegen seiner höchst seltsamen Regierungshandlungen auch abgesetzt worden; es war ihm aber gelungen, durch Vorstellungen beim Kaiser und dem Reichshofrat, sowie beim Regensburger Reichstag eine Änderung der Sentenz herbeizuführen. Er sah daher in dem Schicksale des Fürsten zur Lippe seine eigene Sache in andrer Form, wendete sich an den Rat Rotberg und ließ ihn befragen, ob seine Darstellung des Falles in Lippe durchaus wahr sei.

Als ihm dies begreiflicherweise ausdrücklich versichert worden war, gab er das Geld dazu her, daß eine heftig gehaltene Schrift erschien: ‚Merkwürdige Anzeige von der vor kurzem an den regierenden Fürsten von Lippe-Detmold von seinen Agnaten, eigenen Dienern und Landständen verübten Regierungs-Entsetzung und Gefangenschaft, aus glaub-

haften Quellen zur Warnung der deutschen Reichsstände gegen die jetzo so sehr überhand nehmende Herrschaft der Diener über ihre Herren, auch gegen die jetzige Mode der Regierungs-Entsetzungen und Einschränkungen dargestellt'. Eine zweite Schrift: ‚Mächtige Stimme der Gerechtigkeit an die hohe Reichsversammlung in Regensburg, die gegen den Fürsten von Lippe-Detmold verübte Usurpations-Sache betreffend' entwickelt in kräftigen Worten dieselben Gedanken. Aus der ‚Merkwürdigen Anzeige' sind einige Stellen nicht ohne Interesse. Der Vertrag veranlaßt zu folgenden Worten: ‚Die arme Bettlerin, die in ihrer Hütte wohnt und eine einzige Ziege hat, wovon sie die Milch trinkt, kann doch über ihre Ziege disponieren, aber regierende Reichsfürsten werden vom Kammergericht durch executorische Gewalt so eingeschränkt, daß es ihnen nicht einmahl über eine Ecke in ihrem Schlosse, nicht einmahl über eine Katze, die in ihrem Schlosse die Mäuse fängt, zu disponieren gestattet, ja sogar ihnen verbietet, sich unter die vernünftige Menschen zu rechnen'.

Zum Schluß wird der sehr bezeichnende Vorschlag gemacht, daß eine Visitation des Reichskammergerichts vorgenommen werde; die Visitatoren dürften aber keine Mitglieder des Illuminatenordens sein, denn wenn die Diener der Reichsstände solche Ordensverbindungen mit solchen erhabenen Gerichten pflegen, so können sich die minder mächtigen Reichsstände darauf gefaßt machen, abgesetzt und beschimpft zu werden.

‚Daß kleine Reichsstände sich hier kräftig wehren, ist richtig und nötig. Aber auch die mächtigeren mögen sich hüten!'

Agnatische Usurpation und kammergerichtliche Justiz-Präponderanz sind die Schlagworte der ‚Mächtigen Stimme der Gerechtigkeit'. Das Verfahren des Reichskammergerichts wird als Verletzung der Reichsgrundverfassung bezeichnet, denn ohne Zuziehung der höchsten Reichsgewalt, des Kaisers, durften volljährige Fürsten nicht abgesetzt oder auf unbestimmte Zeit bevormundet werden. Hätte der Kaiser davon vernommen, wäre eine bestimmte Zeit für die Vertretung des allerdings erkrankten Fürsten in Aussicht genommen worden, so wäre kein Grund zur Beschwerde gewesen.

Diese beiden Schriften hatten, ebenso wie ein Brief des Fürsten Leopold an den Fürsten von Wied, der veröffentlicht wurde, günstige Folgen. In diesem Briefe*) betonte er ausdrücklich, wie gleichmäßig

*) Politisches Journal 1795, Septemberstück S. 909.

ihrer beider Schicksale seien. ‚Wir ringen gegen harte, unverdiente Schicksale, ringen um das uns entzogene väterliche Erbe und um die Rechte, die von demselben ganz unzertrennlich sind.‘ Er erklärt ferner den Vertrag für abgezwungen und bestätigt die volle Glaubwürdigkeit des Rotbergschen Traktates über ihn. ‚Der Verfasser hatte von allen genaue Kenntniß: er war Augenzeuge der mehrsten Begebenheiten, die er anführt. Die beygelegten Urkunden verbürgen ihre Wahrheit und können, wenn es nöthig wird, noch mit mehreren vermehrt werden.‘ Zum Schluß bittet er den Fürsten von Wied, auch fernerhin ihm zur Seite zu stehen, da er seine ganze Angelegenheit noch nicht bekannt machen und persönlich nicht nach Regensburg an den Reichstag reisen könne.

Zu diesen Schritten kam noch hinzu, daß Leopold nach längeren Verhandlungen Hoffnung haben konnte, in Prinzessin Pauline eine Frau zu gewinnen. Er knüpfte von Schloß Ballenstedt aus mit den Ständen Unterhandlungen über eine Abänderung des ihn so bindenden Vertrages an; daher verzögerte sich die Veröffentlichung der Verlobung einige Wochen.

Am 27. November 1795 beschlossen die Stände zu Detmold, den am 13. Dezember 1794 mit dem Fürsten abgeschlossenen Vertrag auf den Fall der wirklichen hohen Vermählung nur in all den Punkten bestehen zu lassen, die zur Sicherung der Landesfinanzen, der angestellten Beamten und zur Fernhaltung der den Ständen feindlich gesinnten Partei hatten dienen sollen. Alle bestimmteren Vorkehrungen betreffs erneuter Erkrankung des Fürsten und daher der Wiedereinsetzung der Kuratel fielen im neuen Vertrage weg; dieser selbst sollte nach drei Jahren ganz kassiert werden. Vorsichtig fügten die Stände hinzu: ‚wobey indeß die Landstände ihre aus den Hausverträgen und Landesgrundgesetzen ihnen zustehende Rechte sich zum Ueberfluß vorbehalten; so wie der Fall reservirt wird, daß erweisliche Gesetzmäßige Ursachen die Wiedereintretung sichernder Anordnungen im Wege Rechtens nöthig machten.‘

Am 6. Dezember 1795 gab Fürst Leopold auf dem Schlosse Ballenstedt, dem Aufenthaltsorte seiner Braut, seine Zustimmung und beauftragte einen seiner Räte, den Vertrag dem Reichskammergerichte zu übergeben und ‚dessen oberstrichterliche Bestätigung geziemend nachzusuchen und auszubringen‘. Die Stände aber ließen nun sogleich eine Rechtfertigung ihres Verfahrens aus den ‚Originalakten‘ erscheinen, in der sie die gegnerische Partei als leichtfertig und unwahr zu brand-

marken suchten. In den Anlagen erscheinen nur 7 Urkunden, die im wesentlichen die zwischen den Ständen und dem Fürsten abgeschlossenen Verträge und die Entscheidungen des Reichskammergerichts enthalten. Im bezug auf die Entstehung der Krankheit des Fürsten, die darüber in Lippe gepflogenen Verhandlungen, den Verlauf der Krankheit, die zahlreichen Gutachten der Ärzte ist nichts vorgelegt, nur sind 14 Signaturen von wichtigen Aktenstücken in den Text eingeschaltet, wodurch denn ein völlig sicheres Urteil über die 2 Hauptpunkte des Streites: ‚Ist die Kuratel zu schnell verhängt und zu spät aufgehoben worden' schwer zu fällen ist.

Das Ergebnis, wie es nun am 6. Dezember 1795 auf Schloß Ballenstedt ersichtlich war, konnte den Fürsten befriedigen. Die Prinzessin Pauline war bereit, ihn zu heiraten und ihm dadurch für den Augenblick eine freiere, nach 3 Jahren, wenn alles gut ging, eine freie Stellung zu ermöglichen.

Der Streit um den geistigen Zustand des Fürsten mußte ausführlicher behandelt werden, um den Schritt Paulinens, die diesen Bewerber einst abgelehnt hatte und ihn nun doch zum Gatten annahm, zu erklären. Sie hat, da sie ihn nicht liebte, da sie sich angesichts ihrer früheren Entscheidung strenger Beurteilung aussetzte, wirklich ein Opfer gebracht. Erinnert sie nicht von fern an das Mägdelein, das durch freiwilligen Tod die Genesung des armen Heinrichs ermöglichte? Sie verließ den alten Vater, den sie liebte, die Heimat, an der sie mit ganzem Herzen hing, ein Leben, der Ausbildung des Geistes gewidmet und ohne hohe Verantwortung. Dagegen freilich gewann sie Selbständigkeit, die sie in Ballenstedt schwer vermißte, ferner die Gelegenheit, in einem erweiterten Kreise viel Gutes zu tun. Und gewiß sind ihr — die Briefe zeigen es — schon in den ersten Wochen ihrer Brautschaft an ihrem Bräutigam Zeichen erschienen, aus denen sie entnehmen konnte, sie werde sich mit ihm einrichten können. Ihre Klugheit wird ihr gesagt haben, daß sie zwar nie an ihrem Gatten werde emporsehen können, wie sie sich das einst gewünscht hatte; daß ihr aber in der Beeinflussung eines Regenten und in der Möglichkeit, dadurch indirekt etwas leisten zu können, ein Ersatz geboten werde. Bei der Kränklichkeit des Fürsten war es für sie von Bedeutung, daß er ihr in § 15 der am 23. Dezember errichteten Ehepakten ausdrücklich zugestand, daß ihr auf den Fall seines früheren Todes und bei Vorhandensein minderjähriger Prinzen die Vormundschaft und die Landesregentschaft zufallen sollten, unter Zuziehung und Beratung derjenigen, welche

nach den Verträgen und der Verfassung des fürstlich Lippischen Hauses zuzuordnen sein möchten.

Im Fürstentum Lippe erregte die Mitteilung über den für den Fürsten günstigeren Vertrag, über die Verlobung und die am 2. Februar 1796 vollzogene Vermählung des Fürsten große Freude. Wie in solchen Streitigkeiten wohl immer, stand das Volk auf der Seite des Herrschers, den privilegierten Ständen entgegen, die, so sehr sie auch das Interesse der Gesamtheit betonen, im Lichte des Egoismus erscheinen. Von den in den Agitationsschriften enthaltenen unwahren Behauptungen bleibt stets etwas haften; ja, die Menge vermutet, daß manches noch Schlimmere geschehen, aber geheim geblieben sei.

Ein Büchlein, das der fürstlich Lippische Kammerrat G. F. Führer 1796 unter dem Wahlspruch: Gemeinsinn und Bürgertugend! mit dem Titel: Ein Rückblick auf die frohen Tage der Ankunft des regierenden Fürsten zur Lippe mit seiner Gemahlin, der regierenden Fürstinn, herausgegeben hat, vergönnt einen Einblick in die patriarchalische Zeit, in die sogleich die Vorrede führt: ‚Thut es ja dem menschlichen Herzen wohl, wenn Kinder, von reiner Liebe beseelt, ihrem guten Vater und ihrer guten Mutter ein Fest der Freude bereiten‘.

In den letzten Tagen des Januars bei hellem, freundlichem, nicht kaltem Wetter — für die vielen weißgekleideten Mädchen ein Glück — zog das Paar in Lippe ein, besuchte vor allem die Städte Detmold und Lemgo. Ehrenpforten, Girlanden, Deputationen, Ansprachen, Begrüßungsgedichte in Hülle und Fülle! Das längste Gedicht überreichten die Deputierten der Landstände, 25 Verse umfassend. Seltsam berührt darin die wiederholte sehr lebhafte Anrufung des ‚Vaters Leopold‘. Pauline konnte aus den Huldigungen die große Bedeutung ihres Entschlusses heraushören; gern vernahm sie gewiß den Ausdruck der bestimmten Hoffnung, ‚in ihr werde Casimire sich wohlthätig erneun‘. Zahlreiche Festspiele und Kantaten — die eine vom Kantor Pustkuchen komponiert — wurden aufgeführt. Der griechelnde Geschmack jener Zeit zeigt sich in der Fülle von Altären, Pyramiden, Obelisken, die errichtet werden oder gemalt erscheinen. Ihren lebhaftesten und zugleich unmittelbarsten Ausdruck fand aber die Freude in der allgemeinen Beleuchtung und den dabei verwendeten Symbolen und Inschriften. ‚So hatten des Herrn Graf Ludwig zur Lippe Hochgräflichen Gnaden vor dem herrschaftlichen Annenhofe (zu Lemgo) die Treppen-Altane in eine geschlossene grüne Laube verwandeln lassen, worin zwei roth angemahlte Herzen auf einem Altar in Spiritus brannten.‘

Die Deputierten der Ritterschaft, sowie der einst vom Fürsten abgesetzte, auf Betreiben des Reichskammergerichts wieder eingesetzte Präsident von Hofmann haben sich durch besonders reichen Schmuck ihrer Häuser ausgezeichnet. In einer Inschrift klingt noch etwas vom vergangenen Streite nach:

Verbunden ist dies hohe Paar,
Es tönen Jubellieder,
Was unter uns getrennet war,
Vereint dies Band nun wieder.

Ebenso deutete eine dunkel gehaltene Landschaft, in der eine Eule eine Taube, ein Wolf ein Lamm verfolgt, auf die Zeit der Krankheit des Fürsten; ein Bild daneben, Detmold unter den Strahlen der aufgehenden Sonne darstellend, trug folgende Inschrift:

Land, freu dich deines Fürsten Glück!
Sie kommt — die Ihn und dich beglückt;
Und nun beginnt's bei dir zu tagen.
Schon flieht vor Ihr die Nacht zurück,
Was Eulenartig ist, erschrickt,
Und darf bei Tage sich nicht wagen.
Wer wollte sich doch nicht erfreun?
Sie kommt, die Nebel zu zerstreun,
Die sonst auf Städt' und Feldern liegen.

Von den zahlreichen lateinischen, französischen, zumeist aber deutschen Transparentinschriften sind die volkstümlich gehaltenen die besten. In dem kurzen Ruf der einen Inschrift: Hah! Sie bringt den frohen Tag! wurden beide, Fürst und Fürstin, an die Tragweite des Entschlusses, den Pauline gefaßt hatte, erinnert. Ein erleuchteter Stein-Roland trug die Worte:

Wer heute nicht will fröhlich sein,
Der werde, so wie ich, ein Stein.

Am behaglichsten äußern sich die Handwerker. Der Bürstenmacher Bolze dichtet:

Es ist gebräuchlich auf der Erden,
Aus Jungfern müssen Weiber werden.

Der Schuhmacher Roßmann ergeht sich in folgenden Versen:

Es bringt unser Fürst unsere Fürstin ein,
Und ich mache meine Schuhe grob und fein, groß und klein,
Darum laßt uns alle lustig und fröhlich sein,
Ihr lustigen Schuhmacher und Brüder mein.

Gott laſſe auch unſern Fürſten nebſt Fürſtinn fröhlich leben in
ſeinem Reich;
Es iſt ja doch Gott dem lieben Vater alles gleich.
Du wolleſt Ihnen Fürſt Leopold und Fürſtin Pauline geben,
Langes und geſundes Leben
Und daß Gott möge Ihnen Prinzen und Prinzeſſinnen geben,
Die wie des Himmels glänzende Sterne um ſie leben.

Kürzer faßt ſich der Tiſchler Volland in ſeinen treuen Wünſchen:

Wie wollte ich recht herzlich lachen,
Wenn ich müßte dem Fürſten eine Wiege machen!

Auch die Hebamme bietet ihre guten Dienſte an:

Eine Hebamme bin ich,
Kleine Kinder bring ich
Der Stadt zum Nutzen
Und Gott zu Ehren,
Auch unſern Fürſt das Land zu vermehren.

Ein Ehepaar — der Perückenmacher und Friſeur Heiland und ſeine Frau, die Bademutter — brachte zwei Transparents an: Ein Friſeur mit offenem Puderbeutel, einen Herrn friſierend, mit der Deviſe:

Wer nicht gut Lippiſch und Bernburgſch will ſeyn,
Den ſteck ich in den Puderbeutel hinein.

Das andere Bild zeigt eine Frau in den Wochen, die Hebamme ſitzt vorm Bette mit dem Kinde und hat Wiege und Wärmkorb um ſich, mit der Deviſe:

Wenn das Peruquenmachen gar nicht mehr will gehn,
So wird doch das Bademutter-Amt beſtehn.

Einen breiten Raum nehmen die Veranſtaltungen der ‚Schutzjuden‘ ein. Auch der Rabbiner Moſes Hirſch begrüßt mit Gedicht und glänzender Erleuchtung. Ihm wird die Ehre zuteil, das Fürſtenpaar in die Synagoge zu führen.

Nicht ohne Humor iſt das Anbringen eines erleuchteten Globus vor einem Hauſe; Lippe iſt darauf durch einen Fleck markiert! Wie ſeltſam aber mutet es uns an, daß auch der Nachrichter Kleine, der ſich ſelbſt als ‚alter Greis von 87 Jahren‘ einführt, über das Lippiſche und Anhalt-Bernburgſche Wappen Sonne, Mond und Sterne ſamt einem Glückwunſch malen läßt.

Von dem Zuſammenleben der beiden Gatten (1796—1802) berichten einige der folgenden Briefe in wohltuender Weiſe. Leider iſt es nur wenig. Zur Ergänzung füge ich einen Brief hinzu, der an

entlegener Stelle teilweise abgedruckt ist.*) Am 2. November, vier Tage vor der Geburt des ersten Kindes und ältesten Sohnes, schrieb Pauline „in zärtlichster, sorglichster, bis in jene Welt folgender Liebe": „Ich hoffe, unser guter Vater in den Wolken, welcher unausgesetzt unser Bestes fördert, auch dann, wenn es anfänglich bitter schmerzt, wird ein Band, welches uns beide so wahr beglückt, noch nicht zerreißen, ich werde Dir ein gesundes Kind gebähren, die süße Wollust schmecken, es an Dein Vaterherz gedrückt zu sehen und dann es mit Dir erziehen — ich hoffe dieses und erzittre nicht vor der mir bevorstehenden, aber auch süßen Stunde. Indessen wenn Gott meinen Tod bestimmt hat, wenn er zu Deinem und meinem gewissen, wenn uns auch jetzt nicht einsehbaren Vortheil Trennung bestimmt hätte, dann Freund, Geliebter, Gatte, dann nur erhältst Du diese Zeilen und in denselben meiner treuen Anhänglichkeit letzte Bitte, letztes Zeugniß. Wirst Du Paulina, die so gern Dein war, die gern ihrem Beruf, ihrem süßen Beruf, Dir zu leben, Dir zu sterben, treu blieb, die letzte Bitte versagen: mildere Deinen Schmerz, erhalte Dich für unser Kind — wenn es Dir der Himmel, wie ich hoffe, an seiner Mutter Statt läßt. Ich blicke aus der Ewigkeit, wo ich eben so unaussprechlich selig bin, als Du es mir gönnst, als Schutzgeist auf Dich, störe mein Glück nicht durch Murren, denke mein mit Wehmuth, aber ohne zerreißendes Weh und folge Deinem trefflichen Herzen, lebe stets so, daß ich mit offenen Armen und sicherer Hoffnung Dich über den Höhen erwarten kann und ich Dir nur auf wenig Jahre vorausgegangen bin. Dann verbinden wir uns wieder für ewig, die irdische Hülle ist gesunken, und erhöhte Vollkommenheit mehrt Deine und meine Zärtlichkeit.

Ich wünsche, daß mein letzter Wille Dir Beweis sei, wie sehr ich den Werth Deiner mir in unserm nur kurzen Ehestand bewiesenen Liebe zu würdigen wußte. Ich danke Gott und Dir für ein bei manchem Schmerz doch immer werthes Jahr, Deine Liebkosungen ließen mir den Kummer, mein Vaterland zu verlassen, leicht verschmerzen, Deine milde Güte sprach mir Trost, als mein unvergeßlich theurer Vater vorangieng. Du ehrtest mich durch unbeschränktes Vertrauen und wahre Achtung, Du behandeltest mich als Geliebter, Freund und Gatte, aber Gott weiß auch, wie meine Liebe täglich Dich mehr umfieng und es mir jetzt unmöglich geworden ist, mein Dasein und mein Interesse von dem Deinigen gesondert zu denken. Ich verhele Dir das Pfand einer

*) Stein-Gröpperhof, Ein deutsches Fürstenhaus im „Lande der Rose am Teut". 1875. S. 10.

ſolchen Liebe nicht, es hieße Dein Herz beleidigen, das einzige Ueberbleibſel Paulinens wird Dir immer ganz vorzüglich theuer ſein, und mein Kind wird ganz an Dir hangen, Dich ſehr kindlich lieben, es iſt ja von mir geboren. Iſt es ein Sohn, ſo wird Dir die Erziehung Deines Erben doppelt wichtig ſein, da Dir Deines Landes Wohl ſo ſehr am Herzen liegt . . .

Ich bin nicht blind gegen meine Fehler, ich bin zu früh und zu ſehr an ernſte Geſchäfte gewöhnt, zu ſehr Mann, um die heitere Gefährtin zu ſein, die Gatten-Pflicht heiſcht, ich würde in wenig Jahren Dir zu alt ſein . . ."

Wie ſehr der Fürſt ſeiner Gemahlin vertraute, beweiſt das Teſtament, das er am 28. Januar 1802 errichtete, ohne die beſonderen Wünſche der Stände genauer zu berückſichtigen, die 1796 an dem oben erwähnten § 15 der Ehepakten Anſtoß genommen hatten, aber 1801 ſelbſt gebeten hatten, die Fürſtin möge, wenn es nötig werde, Mitvormünderin ſein. Er beſtimmte, daß Pauline Vormünderin und Regentin werde, unter Zuziehung ſeines Bruders, des Prinzen Kaſimir Auguſt, als eines Tutor honorarius, eines Contutors aus dem Regierungskollegio und der landeskonſtitutionsmäßigen Mitvormundſchaft der Stände von Ritterſchaft und Städten. Nach dem ſchon am 4. April 1802 erfolgten Tode Leopolds beſtätigte der Reichshofrat das Teſtament und ließ nur der Fürſtin den Vormundſchaftseid abnehmen. Die Stände genehmigten den ganzen Vorgang unter Vorbehalt verſchiedener Rechte ‚in Rückſicht auf die ausgezeichneten Eigenſchaften der hohen Perſon der Fürſtin-Regentin'.

In der Zeit ihrer Ehe und ihrer Witwenſchaft hat ſie verhältnismäßig wenig an den Herzog geſchrieben. Die allgemeinen politiſchen Verhältniſſe in der Zeit der napoleoniſchen Herrſchaft werden oft, aber doch recht vorſichtig berührt. Von der ausgezeichneten innern Verwaltung, die ſie dem kleinen Lande angedeihen ließ, iſt leider gar nicht die Rede.

Um jedoch einen Begriff von der Bedeutung der Frau zu geben, will ich über drei Punkte ausführlicher ſein: Ihre äußere politiſche Haltung in den für die kleineren Staaten Deutſchlands gefährlichen Zeiten des Rheinbundes, einiges von ihrer ſozialen Tätigkeit und ihre Regierung nach dem Sturze Napoleons und der Gründung des Deutſchen Bundes ſollen beſprochen werden.

Die Jahre 1802 und 1803, in denen ſich zu Ungunſten der kleineren Staaten des alt gewordenen Deutſchen Reichs ein gewaltiger Umſturz

vollzog, waren für Lippe gnädig vorübergegangen. Obwohl Preußen im westfälischen Gebiet stark um sich griff, legte es doch nicht Hand an die Fürstentümer Lippe. An Mißtrauen gegen den größeren Staat hat es Paulinen, wie aus einer Briefstelle hervorzugehen scheint, nicht gefehlt. Auch der Einmarsch der Franzosen in das rechtsrheinische Deutschland zur Besetzung Hannovers 1803 ging ungefährlich vorüber. 1804 verlief friedlich, 1805 verzog sich das Kriegswetter gegen das südöstliche Reichsgebiet, die Donau entlang nach Österreich. Aber die Folgen der Besiegung dieses Reiches, der Anschluß eines Teiles der südlichen und südwestlichen Reichsfürsten an Frankreich 1806, die Gründung des Rheinbundes am 12. Juli dieses Jahres waren auch für die Regentin von Lippe-Detmold, wenn sie ihrem minderjährigen Sohne Leopold das Erbe seiner Väter erhalten wollte, ernste Mahnungen. Die Frage stand für sie, als der Abschluß des Rheinbundes bevorstand, so: Sollte sie sich diesem anschließen oder etwa einem norddeutschen Reichsbund beitreten, den Preußen, im Einverständnis mit Frankreich, plante? Ob sie erfahren hat, daß Hessen-Cassel seinen Beitritt zu diesem Reichsbund abhängig gemacht habe von der Zusage, sich dabei durch Einverleibung benachbarter kleinerer Staaten, wie Waldeck und Lippe, vergrößern zu dürfen, ist nicht bekannt. Ohne Befürchtungen einer solchen Gefahr wird sie in jenen Zeiten kaum gewesen sein.

Als daher am 6. August 1806 Kaiser Franz II. die römische Kaiserkrone niederlegte und damit die letzte Möglichkeit verschwand, geschützt zu werden, zugleich aber auch volle rechtliche Bewegungsfreiheit für jedes noch existierende kleinere Staatsgebiet kam, entschloß sich Pauline, um den Beitritt zum Rheinbunde einzukommen. Die Neutralität, die sie infolgedessen einnahm, als bald darauf der Krieg zwischen Frankreich und Preußen ausbrach, kam Lippe zu statten. Während des Krieges genehmigte Napoleon unter der alleinigen Bedingung der Kontingentsstellung die Aufnahme in den Bund, die durch eine Accessionsakte vom 10. April 1807, in Warschau unterzeichnet, feierlich sanktioniert wurde.

Wenige Monate darauf wurde der Friede von Tilsit geschlossen und u. a. das neue Königreich Westfalen gebildet, dem Lippe, sowie mehrere andere kleinere norddeutsche Staaten, einverleibt worden wären, wenn nicht vorher die Aufnahme in den Rheinbund genehmigt worden wäre. Diese schien den Kaiser Napoleon nachträglich zu reuen, und er suchte Anhalt, Lippe, Schwarzburg und Waldeck durch

den 27. Artikel der Konstitution des neuen Königreichs Westfalen wenigstens verwaltungsrechtlich und wirtschaftlich an das Geschöpf seiner Willkür zu fesseln. Dies aber wäre nur der Vorläufer für die politische Einverleibung gewesen.

Um ihrem Sohne nun einst ein selbständiges Land zu hinterlassen, entschloß sich die Fürstin im Herbste 1807 zu einer Reise an Kaiser Napoleons Hof. Wie so vielen Fürsten oder deren Vertretern in damaliger Zeit, so war es auch ihr beschieden, sich durch Bitten und Vorstellungen bei dem Diktator Europas die Weiterexistenz zu sichern.

Ehe wir sie jedoch dahin begleiten, sei von einer Reise nach Aschaffenburg und Mainz die Rede, die sie in demselben Jahre 1807 unternommen hatte, um bei Herrn von Dalberg und der Kaiserin Josephine für ihre Zwecke zu wirken. Ihre hierauf bezüglichen Tagebuchnotizen*) leitet sie mit folgenden Worten ein: „Das Jahr 1806, was so manches Weh begründete, dem so reichlich Thränen flossen, in dessen Umfang so Vieles verwandelt, zerstört, umgestürzt ward, ging zu Grabe, und Niemand wünschte es zurück, man begleitete es nur mit dem Zuruf: ‚Ein solches Jahr komme nie wieder!‘ — Auch für unser Land hatte es Leiden und Verdruß, aber doch noch mehr Sorgen und Unruhe in seinem Gefolge. Sie verschwanden mit demselben und lösten sich am Saume seines Zeitraumes in froheren Aussichten in der Morgenröthe holder Hoffnungen auf. — Für mich lag die Nothwendigkeit vor, das neue Jahr mit einer Reise zu begrüßen. Daß ich in so rauher Jahreszeit, bei so bösem Weg und Wetter, sie nicht aus Neigung unternahm und überstanden zu haben wünschte, ehe ich sie antrat, begreift sich von selbst — aber gewohnt, ohne weiteres Bedenken und mit unerschütterlicher Zuversicht dem zu gehorchen, was im Gewande der Pflicht mir gebietet, bedurfte es keiner langen Ueberlegung zur Ergreifung meines Entschlusses.“

Sie schildert nun ihren Besuch bei dem Fürst Primas im Schlosse zu Aschaffenburg, wobei sie der glänzenden Einrichtung, der herrlichen Bibliothek, der ausgesuchten Gastmähler in gewähltester Gesellschaft ausführlich Erwähnung tut. Nach kurzem Aufenthalt verließ die Fürstin die Residenz und eilte nach Mainz, wo die Kaiserin Josephine für kurze Zeit Hof hielt. Da diese krank war, empfing zuerst die Königin Hortense für sie. „Sie ist klein, mager, blond; ihre Farbe ist nicht blühend, ihre Züge sind nicht schön, aber sie gefällt

*) Elise Polko S. 228 f.

und zieht an durch ihr zwangloses, natürliches Wesen, ihre Anspruchslosigkeit und Höflichkeit. Ihr Morgenkleid war von türkblauem Cashemire mit einer gewirkten Kante; eine Sammettoque von gleicher Farbe mit hochgelben Bändern und Federn verbarg ihr Haar. Die Damen hatten Sammetüberröcke und Pelze." Gegen Abend versuchte Pauline noch einmal, vorzukommen, hörte aber, daß die Kaiserin noch zu Bett liege. Durch Vermittelung der Mme. de la Rochefoucauld, einer kleinen, ältlichen, artigen Frau, wurde sie aber trotzdem empfangen. „Die Thür des unmittelbar daran stoßenden Schlafgemachs wurde geöffnet; das Zimmer war nicht groß — es war im sogenannten Deutschen Hause, nahe dem Kurfürstlichen Schloß — sehr sanft durch vergoldete Candelaber, die grüne Schirme dämpften, erleuchtet, der flackernde Kamin dem Bette nahe. Die Kaiserin reichte mir die Hand entgegen, richtete sich auf, mich zu umarmen, und sagte mir, wie denn ihr ganzes Sein Güte ist, recht viel Verbindliches. Ich konnte in diesem Halbdunkel ihre Züge nicht genau unterscheiden, nur ihr dunkles Auge und Haar. Sie lag in einem carmoisin damastenen, mit einem vergoldeten Thronhimmel verzierten Bette unter einer Decke von schwärzlichem Cashemire, im einfachen, weißen Nachtgewande, ein dunkelfarbiges Tuch turbanartig um den Kopf gewunden. Ich mußte mich an ihr Bett setzen, und sie sprach freundlich und viel, etwa 20 Minuten lang, aber man hörte es ihrer Stimme an, daß sie gelitten hatte und angegriffen war." Gleich darauf wurde unter dem Vorsitz der Königin von Holland die Abendtafel abgehalten, schnell und unter lebhaften Gesprächen. „Die Damen waren beinahe alle in runden Kleidern von Atlas, weiß und hellroth die herrschenden Farben; alle hatten ihre Shawls um und jammerten über Kälte; sie waren nicht dünn gekleidet, die Bonnets alle sehr tief und wenig Haar zu sehn. Nach der Tafel, wie der Kaffee servirt wurde, kroch Alles an den Kamin." Am folgenden Tage waren der Fürstin Söhne zum ältesten Sohne der Königin Hortense, dem Kronprinzen von Holland, geladen. „Sie spielten, so viel Verschiedenheit der Sprache es zuließ, mit ihm Comödie und erhielten von der Königin einen ganzen Sack voll Pariser Neujahrsbonbons, worunter Einiges niedlich erfunden, aber auch die Idee ist, Napoleons Brustbild in Gerstenzucker zu formen und das dann bonbons à l'Empereur zu nennen. Etwas Heterogeneres findet sich schwerlich, und nur nach der logischen Definition ist es Scharfsinn."

Zur Abendtafel empfing dann die genesene Kaiserin, umgeben von ihrer Tochter, sowie der reizenden Erbgroßherzogin Stephanie

von Baden, den regierenden Fürstinnen von Isenburg und Hohenzollern-Sigmaringen. Die Fürstin zur Lippe mit ihren Söhnen, die sie Josephinen hatte vorstellen müssen, speiste nun auf vergoldetem Silber in glänzendster Gesellschaft und erfreute sich der besonderen Huld der Wirtin. „Kaiserin Josephine lebt dem so schönen Beruf, Wohlthäterin und Fürsprecherin bei dem Gewaltigen zu sein, mit anhaltender Treue, und ihre ganze Gestalt, ihr Wesen, ihr Blick, jedes ihrer Worte ist Wohlwollen und Anmuth. Man hört ihr Lob aus jedem Munde und wahrlich, sie verdient es, allgemein geliebt zu sein, und wer sie sah und sprach, stimmt freudig ein. Jedem sucht sie es wohl zu machen, und sie selbst führt die Gelegenheit herbei, um Etwas gebeten zu werden, und ist von jeder Aeußerung von Stolz frei. — Ihre Gestalt ist groß und edel, sie hat einen hohen, zwanglosen Anstand und viel Würde bei steter Freundlichkeit und repräsentirt vollkommen gut. Ihr Haar ist, gleich den schönen Augen, schwarz, ihr Profil markirt, ihre Zähne hübsch und ihre Farbe durch Hülfe der Kunst noch jugendlich. Ihr Kleid war einfacher ostindischer Mousseline mit weißen Atlasblättern besetzt, mit sehr langen, die Hand bedeckenden Aermeln, die reich mit Perlen besetzt und umgürtet waren. Sie hatte als Halbkranke einen Zobel-Palatine und einen carmoisin Cashemire-Shawl, den sie aber bei Tisch abnahm. Auf dem Kopf trug sie einen grünen sammetnen Aufsatz mit einer Guirlande von großen, aufgeblühten Rosen so tief auf der Stirn, daß wenige Locken nur sichtbar waren.

Die Kaiserin sagte mir bei der Tafel, sie hätte mich um Etwas zu bitten: es war, daß ich ihr erlauben möchte, meinen Söhnen ein Andenken zu geben. Sie ging nach dem Essen in ihr Schlafzimmer, holte zwei kleine emaillirte, mit Perlen besetzte Uhren an feinen goldenen Ketten und hing sie ihnen um. Sie arbeitete dann, während der Kaffee genommen wurde, an einem Teppich für den Kaiser."

Auf die Freundschaft der Kaiserin bauend, reiste die Fürstin Pauline über Cassel nach Detmold zurück, um dann im Herbste desselben Jahres sich noch einmal aufzumachen und durch deren Vermittelung bei Napoleon selbst für ihr Land zu wirken.

Auch auf dieser Reise hat sie ein Tagebuch geführt, das vor 40 Jahren in einer ganz entlegenen, sogleich wieder eingegangenen Zeitschrift*) bruchstückweise bekannt geworden ist. Das Leben am Hofe des Kaisers zu Fontainebleau ist hierin so intim und so lebhaft geschildert, daß der Wiederabdruck gerechtfertigt erscheint.

*) Germania, Illustrierte Wochenschrift. Göttingen 1863. S. 99 f.

Aus dem Tagebuche der Fürstin Pauline zur Lippe von ihrer Reise nach Paris zu Ende des Jahres 1807.

Der Hof von Fontainebleau und die erste Wiederbegegnung mit der Kaiserin Josephine.

Die Fürstin war am 8. Oktober 1807 von Detmold abgereist und am 17. desselben Monats in Paris eingetroffen. Der kaiserliche Hof befand sich in Fontainebleau, wohin sie am 23. abging und wo sie am 25. bei der Kaiserin Josephine einen sehr anziehend geschilderten Besuch infolge einer Einladung abstattete. Mit dem Kaiser und der Kaiserin waren daselbst eine große Anzahl von Mitgliedern der kaiserlichen Familie versammelt, außerdem die neugeschaffenen Größen des noch keine drei Jahre alten Kaiserreichs, eine Anzahl fremder Fürsten zweiten und dritten Ranges, einige Gelehrte und Künstler und alles, was sonst an großen Hoflagern hängt und klebt. Es war — kann man sagen — die erste Jugendzeit der neuen französischen Dynastie, aus welcher uns weniger bekannt ist, als aus der späteren. Deshalb erscheinen die Mitteilungen der Fürstin doppelt wertvoll. Die feine, maßvolle, wohlwollende, liebenswürdige Art, in welcher sie alles auffaßt, die Frische, mit welcher sie darstellt, dabei das Gepräge der größten Wahrheitsliebe, die Freiheit, Selbständigkeit, Entschlossenheit, mit der sie auftritt, die taktvolle Sicherheit, im Hintergrunde überall der Gedanke, ohne Schmeichelei, im Interesse ihres Landes jede Gelegenheit wahrzunehmen, um dessen Bestes zu fördern — dies alles gibt ihren eigenhändigen täglichen Aufzeichnungen einen hohen Reiz. Für die Kaiserin Josephine hatte sie schon bei einer früheren Begegnung in Mainz die höchste Achtung und Zuneigung gefaßt. Diese erste Gemahlin Napoleons zog sie persönlich mit erneutem Reize an; jene lebte im vollen Glück der Liebe und des Vertrauens ihres kaiserlichen Gemahls. Noch hatte der steigende Ehrgeiz und die Ruhmsucht dieses gewaltigen Mannes die tieferen Saiten seines Herzens im Verhältnis zu seiner Gemahlin nicht ergriffen. Keine Ahnung des furchtbaren Moments konnte in ihre Seele kommen, in dem ihr zwei Jahre später der Kaiser ihre bevorstehende Scheidung ankündigte. Wenn wir in diesen Schilderungen nach den schrecklichen Katastrophen der französischen Revo-

lution und der Zerstörung der Monarchie, nach Vertreibung der Bourbonen, ein neues Herrschergeschlecht, aus einer armen Patrizierfamilie hervorgegangen, von einer glänzenden Hofhaltung umgeben, wie modifiziert auch im einzelnen, doch ganz an diejenige Ludwig des Vierzehnten erinnernd, fertig dastehn sehen, so glauben wir ein Märchen zu lesen oder zu träumen. Doch lassen wir die Fürstin selbst sprechen. Sie war eben in Fontainebleau bei beginnender Nacht angekommen:

„Herr von Campe hatte vorläufig wegen eines guten Quartiers Verabredung genommen und wir zweifelten nicht, es ganz bereit zu finden. Da rief uns am Quadrant bleu, einer Auberge, Regierungsrath Hellwing an und erzählte, jenes Quartier sei von andren Damen gekapert, die der Wirth, weil sie fremd waren, deutsch sprachen und bei ihm vorfuhren, für uns hielt und aufnahm, und wir wurden demnach bei einem Greffier eingeschichtet, um nur diese Nacht Unterkommen zu finden. Es war ziemlich schlecht, ob mir gleich die Putzstube eingeräumt war; eine Treppe höher logierte Fräulein Biedersee noch schlechter und am schlechtesten, zwei Stiegen höher, Regierungs-Rath Wippermann, keine andre Bequemlichkeit habend, als ein altes Orgelwerk. Ein ähnliches Quartier hatten schräg über Regierungs-Rath Hellwing und Hauptmann von Campe. Ob wir gleich nichts auspackten, als Nachtzeug und nichts zu uns nahmen, als sauren Wein und Wasser, so wurde doch später Ruhe. Freitag den 23. Oktober ließen beide Regierungs-Räthe es ihre erste Sorge sein, ein anderes Quartier aufzusuchen und in der entschiedenen Hoffnung, daß sie es finden würden, waren auch wir marsch- und reisefertig, doch widerfuhr uns ein lustiges Abenteuer, dadurch begründet, daß der Besitzer des Hauses Notarius war. Es klopfte an meiner Thür, ich rief schreibend und ohne gleich aufzustehen herein; ein junger Mann, vermuthlich an der Myopie leidend, trat herein und bat mich, seinen Heiraths-Contract zu fertigen. Gegen 10 Uhr hörten wir, das Quartier sei in der Rue de France, Hôtel le Houx, gefunden, und so fuhren wir allmählich mit unseren Coffres hin und waren gegen 12 Uhr in Ordnung. Fontainebleau ist ein kleines Städtchen mit zwei nicht üblen Straßen; die übrigen sind der Rede nicht werth; es liegt in einem großen, schönen Park, der der Jagd wegen mit vielen Wegen durchschnitten ist. Ludwig XIV. und XV. jagten jedes Jahr hier, aber seit 80 Jahren war kein Hof da und so die Häuser zur Aufnahme des Gefolges und der Fremden nicht sehr eingerichtet, theuer und schlecht. Das Haus, das wir großen-

theils inne haben, war es früher von der Königin von Holland für ihre Damen; dieſe hatten es verlaſſen, weil Platz auf dem Schloſſe geworden war und der Préfet du Palais, Herr Boucheporne, beförderte auf Umwegen die Aftermiethe, er wollte für die Königin die verſprochenen 1500 Francs wieder heraushaben und ſo forderte man uns dieſe Summe für acht Tage ab, war aber auch zufrieden, als wir über drei Wochen blieben, ohne einen Zuſchuß zu wollen. Die große Straße von Paris nach Italien geht durch Fontainebleau. Die Gegenwart des Hofes machte den Weg von Paris äußerſt frequent, beſonders Sonnabend und Sonntags, des Sonntags-Cercle wegen, und Alles mußte bei unſrem Hauſe vorbei, unterhaltend für den Tag, aber nicht angenehm für die Nacht. Für Fontainebleau war unſre Wohnung eine der beſſeren, wir hatten genügende Zimmer und, was ſehr angenehm war, die Geſellſchaft brauchte ſich nicht zu vereinzeln. Wir hatten einen guten Salon à manger und eine recht hübſche Chambre à recevoir mit etwas altmodiſchem aber noch recht gutem Carmoiſin und weißen Atlasmeublen. Eine Treppe herauf war mein recht geräumiges Schlaf- und Wohnzimmer, daneben das Schlafzimmer für Fräulein Biederſee und ein Cabinet für die Baerend, dann nahe gegenüber ein Zimmer für Reg.-Rath Hellwing und zwei Cabinets, wovon eins ſein Bedienter, das andere die Blumme bewohnte. Die nicht ſchönen Stuben unter dem Dache bewohnten Reg.-Rath Wippermann und Hauptmann von Campe; im Hofe war ein Garten mit ſüßen Trauben, Obſt und Gemüſe, ziemlich geräumig und zum augenblicklichen Spazierengehen ſehr gelegen. Herr Le Houx, unſer Wirth, ehemaliger franzöſiſcher Hauptmann und Ludwigsritter, ein Mann zwiſchen 60 und 70, am grauen Staar leidend, hatte ein ehrwürdiges Anſehen, ſein Ton war angenehm, ſanft und anſtändig, nicht ſo der der Damen im Hauſe. Es waren fünf Schweſtern, die dieſes Haus von ihrem Vater ererbt hatten, von denen Le Houx die älteſte geheiratet hatte, die nun hier zuſammenwohnten, hauſeten und tobten, dem fünfköpfigen Cerberus nicht unähnlich. Vormittags waren ſie bisweilen recht freundlich, aber gegen Abend war des Lärmens, Tobens, Schreiens, Werfens und Zankens kein Ende. Das Eſſen mußten wir uns aus einer Auberge holen laſſen. Erſt war es aus dem Quadrant bleu, dann aus einem Hôtel gegenüber; es war weniger als mittelmäßig; unſer Regime war folgendes: früh beim Aufſtehen ward Caffee genommen; um 10 Uhr mit Auſtern, Radiſchen, einer Volaille und einem Glas Wein gefrühſtückt, um 5 Uhr, oft ſpäter,

noch einmal für allemal gespeiset. Auch diesen ersten Tag wurde es spät und fiel überhaupt nichts weiter vor, und jeder suchte nur so heimisch zu werden, als er vermochte, indessen die Herren sahen den Kaiser auf die Jagd fahren.

Sonnabend den 24. war es regnigt und trübe, ich machte bei dem Erwachen die unangenehme Bemerkung, daß Gesicht, Brust und Arme mir von Wanzen zerstochen waren, fuhr um 12 Uhr zum ersten Male auf das Schloß, Madame de la Rochefoucauld, dame d'honneur der Kaiserin, zu besuchen; es hat 5 Höfe und so viel Raum, daß 6—700 Mann darin logiren; ein Hof heißt Cour de l'Empereur, in diesem Bezirk wohnen Kaiser und Kaiserin, der zweite Cour des Princes, dann Cour des Ministres, den Namen der beiden andren weiß ich nicht; dem Schloß gegenüber und ganz nahe ist der schöne Garten, unter den Fenstern ist ein kleines Gärtchen, worein Niemand gehen darf und was die Blumenparthie der Kaiserin enthält; nicht fern davon ein ausgezeichnet schöner Wasserspiegel. Madame de la Rochefoucauld logirte de plein pied; sie saß nachlässig im Fauteuil am Camin in einen Cachemire-Shawl gehüllt, ein Buch in der Hand; sie empfing mich mit Güte und hatte mich von Mainz aus nicht vergessen. Sie sah wohler, jünger, stärker aus, als in Mainz. Ich war noch nicht lange da, hatte alle nöthige Notizen kaum erfragt, was überhaupt ein wenig schwer wird, da Niemand vom Andren weiß, manches in Etiquette noch schwankt und bei dem starken Strudel es keiner der Mühe werth achtet, sich ganz zu orientiren, als Mr. Mouge de l'Institut herein trat. Als Gelehrter bekannt, schon mehrere Mal Präsident des National-Instituts, hatte er den Kaiser nach Egypten begleitet, dort viele Kenntnisse gesammelt und wurde sehr geschätzt. Sein Aeußeres war Mittelgröße, er hatte etwas embonpoint und den Ausdruck eines erfahrenen, viel gereisten Mannes. Er und ein andres Mitglied des Instituts, Herr Charles, bekannt als Luftschiffer, waren dem Hofe gefolgt, um einen Cursus in der Experimentalphysik zu beginnen. Mr. Mouge machte den Professor, Mr. Charles den Demonstrateur. Wie ich vom Schlosse zurückkehrte, wo ich auch noch den Fürsten Primas besucht hatte, der auch hier um 1 Uhr Audienz giebt, sehr freundschaftlich, aber älter und schwächer war, als 9 Monat früher in Aschaffenburg, erhielt ich Visite des unglücklichen Grafen von Bentheim-Steinfurt, der schon 16 Monate vergeblich Entschädigungen negotiirt und dem Unglück und Leiden seine Heiterkeit so ganz geraubt haben. Nach ihm kam der Erbprinz von Homburg, der

mit Leib und Seel Husar ist; er ist in Oesterreichischen Diensten, groß, stark, ohne Zwang und Kunst; als er sich hinsetzte und bei der Schwere seines Körpers in den Daunen-Fauteuil, hier bergère genannt, hineinsank, sprachen einige Flüche seine Verwunderung aus. Ich war schon bei Tisch, als auch noch der Fürst Primas uns einen Gegenbesuch so schnell zu machen so artig war. Er sprach in seinem baierischen Dialekt viel von den Beschwerlichkeiten und Verzögerungen hiesiger Negotiationen, wie er schon einige 70 Eingaben bis jetzt ohne Resolution gemacht und das Kräutlein patientia höchstes Bedürfniß sei. Nach allen diesen Besuchen und dem Essen war es Nacht und ich blieb auch diesen Abend lesend und schreibend ruhig zu Hause. Gegen 10 Uhr schlief Alles; um 11 Uhr wurde heftig an die Thüre geklopft, ich hörte Lärm und Geräusch, schlief aber wieder ein, als auf einmal Licht in meiner Kammer, das Fräulein vor meinem Bette erschien; man hatte Reg.-Rath Wippermann geweckt und es war eine Bestimmung der Stunden, wo ich am folgenden Tage meine Präsentations-Audienzen haben sollte. Alle Anmeldungen geschehen par billet; man muß auch jedesmal schriftlich antworten, aber die Bedienten eilen mit den Bestellungen nicht, und so geschah es uns in den ersten Tagen, wo wir früher zu Bette gingen, als die glänzende Welt, um zuerst bei nächtlicher Weile gestört zu werden.

Sonnabend den 25. hatte ich die Unannehmlichkeit, die Wanzenstiche gemehrt und so entstellend zu finden, daß ich meiner Darstellung wegen verlegen wurde, besonders bei dem tiefen Ausschnitt der Kleider, wie ihn die Mode gebietet. Ich zog mich en grand Costume an, ein weißes Tüll-Kleid mit Silber, Hortensia manteau, Diamanten und fuhr um 11 Uhr ganz allein auf das Schloß, da die gnädige Kaiserin, mir die Gêne der Präsentations-Audienz zu sparen, mich, da ich ihr zu Mainz vorgestellt war, gleich zum Frühstück eingeladen hatte. Die Gemächer der Kaiserin sind eine Treppe hoch; haben beinahe alle ältere Gobelins-Tapeten, Stühle, Vorhänge, Tische, Vasen aber in dem neuesten Geschmack. In der Kaiserin eigentlicher Vorkammer sind die Stühle breite Tabourets von grünem Sammt mit Goldtressen; im ganzen Zimmer nur zwei Fauteuils ähnlicher Art, ein von Marmor und Porphyr zusammengesetzter runder Tisch in der Mitte des Zimmers; auf demselben bei Tag eine hohe Vase, am Abend die Theemaschine. Ich fand in diesem Zimmer Madame Ney und Murat und den Präfekten de Lucay; wir plauderten ein Viertelstündchen und das Zimmer der Kaiserin wurde geöffnet, Mr. de Beau-

mont, erſter Kammerherr, den ich ſchon in Mainz ſah, bat mich einzutreten. Die Kaiſerin kam mir freundlich bis beinahe an die Thüre entgegen. Ah c'est la Princesse de la Lippe — die treffliche gütige Fürſtin ſah magerer und etwas verändert aus, aber ſie war und bleibt das Muſter der Grazie und Liebenswürdigkeit; ihr Wuchs und ihr Auge ſind einzig ſchön; ein langes weißes Kleid von gros de tour ähnlichem Zeug mit bunter Folie zu Lyon geſtickt, war ihr Gewand; ein Diadem von Diamanten, in dem Opale von ſeltener Größe gefaßt waren, dann Ohrringe und Halsband von gleicher Gattung ihr Schmuck. Sie bewies mir durch die theilnehmendſten Fragen, daß ſie mich und meine Kinder nicht vergeſſen und ſagte etwa nach einer halben Viertelſtunde: Allons déjeuner. Wir gingen nun wieder in das vorhin beſchriebene Vorgemach, ein länglich viereckiger Tiſch mit acht Couverts ſtand in demſelben. Es waren blos die Damen der Kaiſerin, doch blieben zwei Couverts leer und wurde Madame de la Rochefoucauld als nicht ganz wohl genannt. Wir expedirten bei lebhaftem Geſpräch acht bis zehn warme Speiſen unter dem Titel Frühſtück und ſchon ſtand der Kaffee vor der viel und heiter redenden Kaiſerin, als beide Flügelthüren geöffnet wurden und eine ſchöne Frau herein kam, die ſich ſchnell auf die andre Seite der Kaiſerin ſetzte. Es war Annunciate Caroline, jüngſte Schweſter des Kaiſers, Gemahlin des Großherzogs von Berg. Ihr wurden nun ſehr ſchnell alle Gerichte noch einmal präſentirt und doch dauerte das ganze Frühſtück keine halbe Stunde, die Kaiſerin ging wieder in ihren Salon de réception, ſetzte ſich in den Fond des Zimmers auf ihren Fauteuil hinter ihren Rahmen und rief die Großherzogin und mich, uns auf Chaises à bras neben ſie zu ſetzen. Die dames de palais blieben in der andren Hälfte des Zimmers auf Tabourets, es waren Madame de Lucay, Lannes, de Turenne, Ney, Maret. Die Kaiſerin ſprach von Blumen und Pflanzen, und ihre Tochter, die Königin von Holland, erſchien nun auch; ſie ging freundſchaftlich auf mich los, umarmte mich, ſetzte ſich zu mir, und das Geſpräch wurde noch allgemeiner. So mochten 3 Stunden vorüber ſein; da hieß es: l'Empereur va à la messe, und die Kaiſerin, die Prinzeſſinnen, die Damen, alles begann zu laufen; erſtre ſagte mir ſchnell im Vorübergehen: restez ici dans ma chambre, und nach wenig Sekunden war ich allein in dem großen Zimmer. Die Situation war im erſten Moment peinlich, weil ich den Grund nicht wußte. Indeſſen ich beſah das Zimmer; es hatte ebenfalls eine Gobelin-Tapete. Die Stühle ſind Fauteuils, Armſtühle

und Tabourets, waren köstlich in Seide gestickt, das Holzwerk Mahagony und Bronze, die Fenster gingen in den Blumengarten; ich stand und sah heraus, als ein Kammerdiener durchging, den Rahmen wegzutragen, ein andrer die Stühle ordnete, ein dritter das Caminfeuer anblies; alle schienen verwundert, hier eine Einsame zu finden. Indessen es entwickelte sich schnell. Die Kaiserin fragte mich noch vor dem Frühstück, ob meine Audienz bei dem Kaiser schon bestimmt sei. Auf meine Antwort, ich hätte an den Ober-Ceremonienmeister Mr. de Ségur geschrieben, wegen einer kleinen Reise desselben nach Paris aber keine Antwort bekommen, schwieg die Gütige, nahm es sich aber sogleich vor, für mich zu sorgen, weil ich bis zu jener Vorstellung nirgends sein konnte, wo der Kaiser war. Sie bat ihn dann noch während der Messe darum, und der Erfolg war, daß Mad. Ney mich nach einer halben Stunde aus meinem Stuben-Arrest holte. Sie kam athemlos, sagte, der Kaiser wolle mich gleich nach der Messe sehen, sie solle mich präsentiren, aber wir mußten eilen, weil wir, um dem Zug nicht zu begegnen, um das ganze Schloß rund herum gehen mußten, obgleich die Zimmer des Kaisers übrigens an die stießen, worin wir waren. Wir setzten uns demnach en gallop und kamen keuchend in das Vorzimmer des Kaisers; wir fanden da eine polnische Prinzeß, deren Hochzeits-Contract der Kaiser unterzeichnen sollte, aber bald kam ein Kammerherr und sagte dieser, sie möge nur nach Hause gehen, der Kaiser lasse sich heute Niemanden präsentiren. Sehr unwillig zeigte sie auf mich: Mais la Princesse? — Ah! c'est une exception, sagte der Kammerherr und lud Mad. Ney ein, mit mir in den Saal des grands Dignitaires zu treten."

II.

Antritts- und Abschiedsaudienz bei Napoleon in Fontainebleau.

„Der Kaiser kam ohne Hut in einer sehr einfachen blauen Uniform mit rothem Kragen schnell mir entgegen, beugte sich ein wenig und blieb, nachdem die Marschallin Ney ihr „S. A. S. Madame la Princesse de la Lippe" ausgesprochen hatte, schweigend vor mir stehen. Ich dankte ihm für die Aufnahme meines Hauses in den

Rheinbund, und er erwiderte langsam und deutlich accentuirt: Je suis charmé d'avoir pu faire quelque chose d'agréable à votre Altesse, und nun folgte nachstehendes kurzes Gespräch: Quel âge a votre fils? — 11 ans, Sire. — Ah! Comme Vous avez encore à régner. Est il avec Vous? — Non, Sire, la saison avancée m'a empêché d'emmener mes enfants, mais je me flatte que, dans quelques années, j'oserai les présenter à Votre Majesté. — Vous avez vu l'Impératrice à Mayence? — J'ai eu le bonheur. — Elle m'a beaucoup parlé de Vous et de Vos enfants. Quelle est la population de Votre pays? 70000 âmes, Sire. — A combien Votre Contingent est il fixé? — A 500 hommes. — Il n'a pas fait la campagne. — Je demande pardon à Votre Majesté, il a fait la garnison de Hameln. — Au plaisir de Vous revoir.

Wir machten nun gegenseitig unsre Verbeugungen auf das Neue und spazierten rückwärts zur Thüre hinaus, was bei den langen Schleppen eine üble Operation blieb. Ich hatte ihn also nun zum ersten Male gesehn, den großen Welteroberer, und das Bild seines Aeußeren meiner Phantasie eingedrückt; es war anders, als ich mir es nach so vielen Darstellungen früherer Zeit gedacht hatte; ein einziges Bild aus der letzten Zeit mit dem Hut gleicht, und das erklärt sich sehr gut, weil der Kaiser erst in der letzteren Zeit stark wurde. Er scheint kleiner, als er ist, weil sein Schulternbau breit ist; er hat einen kleinen Ansatz zum Bauch, sein Gesicht ist bräunlich colorirt, aber er sieht gesund, stark und ausnehmend fest auch körperlich aus. Man sieht es, daß diese Gesundheit durch Abhärtungen und Fatiguen jeder Art gestählt ist; sein Auge faßt und ergreift; er ist gewöhnlich ernst, doch lächelt er oft, kann auch sehr freundlich aussehen, seine Stirn ist breit, sein Profil regelmäßig. Mehreren Büsten des August's, besonders einer im Musaeo gleicht Napoleon auffallend. Seine Sprache ist etwas heiser, sein Organ nicht Wohllaut, aber er spricht deutlich, langsam accentuirt, scharf und man hört gleich, daß ihn nicht Frankreich gebar." Dieser Audienz folgten drei Wochen des Zusammenseins.

Am 9. November war die Fürstin mit dem Kaiser beim Schauspiel; sie fürchtete bei den überhäuften Geschäften desselben und seiner nahe bevorstehenden Abreise nach Italien, daß sie die gewünschte Unterredung nicht erlangen werde. „Ich entschloß mich also," erzählt sie, „so schwer es mir auch in dem Kreise wurde, dem Kaiser selbst die Worte zu sagen: Sire, j'ose demander à Votre Majesté la faveur d'une audience particulière; er antwortete ganz freundlich: bon, bon

und ſprach weiter.“ Die Gewährung des Wunſches verzögerte ſich indes. Sie war bereits drei Wochen in Fontainebleau geweſen; der Kaiſer wollte in der folgenden Nacht abreiſen. „Ich reſignirte mich,“ ſchreibt ſie im Tagebuch, „heimlich, daß ich meine Audienz wohl nicht mehr bekommen würde, wurde aber nicht froher, entſchloß mich indeſſen, der Kaiſerin Rath: il faut attendre jusq'au dernier moment pünktlich zu befolgen.“

Die Fürſtin beſchreibt ihre letzte Entrevue mit Napoleon in ihrem Tagebuch in folgender Weiſe:

„Sonnabend den 14. November hatte die Natur eine ganz andre Geſtalt angenommen, es hatte Eis gefroren; wir fuhren und gingen ſpazieren, und ich verwendete nach meiner Rückkehr eben den übrigen Morgen zum Schreiben, als ich ein Billet des Herzogs von Beaumont bekam. Dieſer erſte Cammerherr der Kaiſerin, ein Muſter der feinſten Lebensart und Sitte, ſchrieb mir im Auftrage ſeiner gütigen Gebieterin, ſie habe den Kaiſer an die von mir gewünſchte Unterredung erinnert, und ſie würde vor des Kaiſers Concert ſtatt haben, ich möchte um 7 Uhr in ihre Zimmer kommen und da warten. Wer war froher als ich, endlich doch zum Ziele zu gelangen und wie ſchnell beſchloß ich nun meine Rückkehr nach Paris für den folgenden Tag. Wir machten Anſtalten, packten ein, ich ſuchte meine Papiere zuſammen und machte gegen Abend noch eine grande toilette en manteau und bijoux. Als ich um 7 Uhr in das bekannte Vorgemach der Kaiſerin kam, war es da noch ſehr leer, ein Paar Damen vom Dienſt, Mr. de. Beaumont, die Damen der Königin von Neapel, das Gefolge der weſtfäliſchen Majeſtäten, im Ganzen 9 bis 10 Perſonen waren nur gegenwärtig. Mr. de Beaumont machte mir Excusen, daß ich hier warten müßte, aber der Kaiſer habe unvermutet den Sonntags-Staatsrath dieſen Nachmittag beſtellt, er halte ihn hier in den Gemächern der Kaiſerin, welche einſtweilen in ihrem Cabinet mit den drei Königinnen gleichſam verſchloſſen ſei. Ich wartete ruhig und geduldig, nicht ſo die übrige zuſtrömende Geſellſchaft, der dieſer Staatsrath ungewöhnlich und der es zum Theil unbegreiflich erſchien, nicht eingelaſſen zu werden. Einige Marſchälle kamen hinein, Mr. de la Rochefoucauld, Mr. de Marescalchi und mehrere andre nicht. Es waren bald 30 bis 40 Perſonen verſammelt, auch Paer und die ſeinigen: der Theetiſch wurde bereitet; auf der andren Seite, zwei Zimmer weiter, waren 50 bis 60 Perſonen zum Coucher erſchienen und warteten nicht minder. Es dauerte 3 Stunden. Mdes. de la Rochefoucauld und

Brignoles bezeugten mir ein lebhaftes Interesse, bedauerten meine der ihrigen, den langen Schlepp etwa ausgenommen, doch gleiche Lage der Erwartung und fragten bald diesen, bald jenen, ob das Conseil noch nicht endige. Mr. de Germain meinte, der Kaiser werde mich nun schwerlich mehr sprechen, da es schon 10 Uhr vorüber und auch sein Schlafgemach voll Erwartender sei. Bald sagte mir dieser, um die Zeit gebe der Kaiser keine Audienzen, jener, es sei heute der Arbeit zu viel, dieser Staatsrath ungewöhnlich lang; nur Herr von Beaumont blieb bei der Ueberzeugung, was die Kaiserin mir habe schreiben lassen, trete sicher ein; er ging indessen 5 bis 6 Mal herüber, hinüber, erkundigte sich, bestellte und überhäufte mich mit Aufmerksamkeit. Ich machte bonne mine à mauvais jeu, schien heiter, plauderte in drei Sprachen und endlich hörten wir Aufstand im Zimmer. Der Kaiser ging durch die Gemächer seiner Gemahlin ungesehen in das Seinige, aber der König von Westphalen durch das, wo wir waren, auch passirten alle Dignitaires, Marschälle u. s. w. zum Coucher bei uns vorbei. Jetzt galt es aber keine fünf Minuten länger, und der Fürst von Benevent kam zurück, nahte sich mir und sagte: Madame, l'Empereur vous attend. Er begleitete mich nun durch die Zimmer bis zu dem glänzenden Kreis der zum Coucher Versammelten und hieß den Kammerherrn vom Dienst mich anmelden; während der 3 Secunden versammelten sich meine näheren Bekannten, um mich, das Meerwunder, ein Weib, hier zu sehn, anzustaunen, aber bald öffnete sich die Thür des Heiligthums, ich trat herein und war mit dem Kaiser allein. Das große tiefe Zimmer war nur gedämpft erleuchtet, auf dem runden Tisch in der Mitte lagen Karten und Bücher. Der Kaiser kam mir freundlich entgegen und schwieg. Ich sprach so kurz, gedrungen und deutlich, als ich es vermochte; er hörte sehr geduldig und aufmerksam zu, that mir treffende Fragen und wahrlich, der Fürst, der eben an den wichtigsten Dingen Europas mehrere Stunden angestrengt gearbeitet hatte, ging in meine Angelegenheit ein, als habe er nie ein anderes Geschäft gehabt, was ihm bedeutender wäre; er äußerte sich gütevoll, eröffnete mir Hoffnungen, versprach mir mehr, als ich bat, forderte ein Mémoire, sprach von einer Charte und sagte mir etwas angenehmes darüber, daß ich beides schon bei mir hatte. Wie ich nun geredet hatte, empfahl ich mich zu Gnaden, und er entließ mich gütevoll und mit den Worten: je serai toujours charmé de Vous faire plaisir. Ich hatte nun den Mann, der jetzt so viel beherrscht, eine halbe Stunde gesprochen, ihn bewundert und

geſehen, wie ſo ſehr verſchieden ſein Auge, ſein Weſen in Geſchäften oder im gewöhnlichen Kreiſe iſt. Ich ging zur Kaiſerin zurück und dankte ihr ehrerbietig und warm. Sie ſtand am Camin mit einem ſchönen großen Mann, der, als ich ausgeredet hatte, zu ihr ſagte: V. Majesté devroit bien me présenter à Mdme la Princesse de la Lippe. Oui, ſagte die Kaiſerin: c'est une connaissance, une correspondance; es war der Kriegsminiſter General Clarke. Die Königin von Holland ſang mit Paer ein Duett und dann eine Romanze. Sie hatte dieſelbe componirt, Muſik und Worte, und begleitete ſie mit der Guitarre. Nun wurde auch der Thee getrunken, und ich beurlaubte mich auf einige Tage bei der Kaiſerin. Als ich um 12 Uhr zu Haus kam, war Reg.-Rath Wippermann noch auf, um die rélation des merkwürdigen Abends noch zu hören. Sie dauerte ein Viertelſtündchen, und ich eilte dann zu Bett, um recht gut zu ſchlafen."

III.

Ein Mittageſſen am kaiſerlichen Hof in Fontainebleau.

Die Fürſtin ſchreibt in ihrem Tagebuch:

„Sonntag den 1. November ſtand ich ſpät auf und rüſtete mich, während meine ganze Geſellſchaft in die Meſſe ging, zu meinen Präſentations-Audienzen bei den weſtphäliſchen Majeſtäten, die am Freitag von Paris wiedergekehrt waren, wohin ſie denſelben Tag abreiſeten, an welchem ich nach Fontainebleau kam. Wie meine Gefährten zurückkehrten und die ſonderbare militäriſche Gottes-Verehrung beſchrieben, that es mir Leid, davon auf jeden Fall ausgeſchloſſen zu ſein, denn innen in der Kirche erlaubte mir mein Stand, oben in der kaiſerlichen Loge mein Akatholicismus nicht zu ſein. Ich erhielt, wie ich bald fertig war, Abbeſtellungen, weil die Königin von Weſtphalen krank geworden war, der König den Fuß ſich vertreten hatte. Der Manteau machte alſo nun der Robe longue Platz, die beſtens zum diner bei der Großherzogin paßte. Um $^1/_2$ 4 Uhr wurde ich zu einem Concert in den Appartements des Kaiſers eingeladen, und um $^1/_2$ 5 Uhr bekam ich ein zweites Billet des Herrn von Rémuſat mit der Einladung, um 6 Uhr mit Kaiſer und Kaiſerin zu ſpeiſen. Es überraſchte mich ſehr, da noch keiner Fürſtin dieſe Ehre geworden. Ich ſchrieb an Mr. de Beauharnais, mich bei der Großherzogin zu entſchuldigen,

und warf mich in meinen schönsten, reichsten, noch nicht getragenen Tüll-Manteau mit Gold gestickt. A 6 heures très précises, wie vorgeschrieben war, fuhr ich herauf, aber es waren noch Zauber zu lösen, ehe ich in das Zimmer der Kaiserin gelangte; ich traf im 2. Vorzimmer einige Herren, unter diesen den schon einmal erwähnten Kammerherrn des Kaisers, Mr. de Germain; er kam auf mich los und sagte mit erstauntem Ton:

Qu'est ce que Votre Altesse désire? — Leurs Majestés m'ont destiné le bonheur de dîner avec Elles. — Madame cela doit être une erreur, j'ai vu la carte du dîner et le nom de V. A. n'y étoit pas. — Monsieur, j'ai une invitation de la main de Mr. de Rémusat et je l'ai acceptée par écrit. — Mais Madame, aucune Princesse étrangère n'a dîné avec l'Empereur jusqu'ici. — Eh bien, Monsieur, je dois être d'autant plus flattée d'être la première. — Madame, si Vous le voulez donc, ayez la bonté de passer.

Behaglich war mir die Unterredung nicht, indessen ich ging weiter, im letzten Vorzimmer nahte sich ein Kammerdiener mit der Frage: V. A. ordonne? — Je viens dîner avec Leurs Majestés; auch er schien verwundert, öffnete indes die Thüre sofort. Im Zimmer der Kaiserin fand ich 4 Herren, die ich nicht kannte, wovon ich aber einen nach dem Kleide für einen grand Dignitaire, den anderen für einen grand Officier de la Couronne erkannte, den dritten für einen Deutschen und den vierten, weil ein Theil seiner Kleidung, Mütze und Strümpfe ponceau war, für einen Cardinal hielt. Es war aber, wie ich Nachmittags erfuhr, Mr. Régnier, grand juge. Da auch diese Gesellschaft mich verwundert anzusehen schien, so ward mir nicht ganz wohl; indessen es mußte abgewartet werden. Einer von den Herren, der älteste sehr bieder aussehende, flößte mir durch seine große Aehnlichkeit mit Kanzler König Zutrauen ein, und wir kamen bald ins Gespräch. Es war der Prince le Brun, Archi-Trésorier, ehemaliger College des Kaisers im Consulat, allgemein wegen seiner Rechtlichkeit, Uneigennützigkeit und Geschäftstreue geschätzt, und also unsrem Kanzler nicht blos im Äußeren ähnlich. Mr. de Ségur, grand maître des Cérémonies, mischte sich hinein, und wir sprachen munter und viel. Der, der mir auch Landsmann schien, klein und mager war, rothes Haar hatte und die Zeichen des St. Andreas-Ordens in Brillanten trug, nahte sich, fragte, ob ich nicht die Fürstin Lippe sei und präsentirte sich als den Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin. Jetzt öffnete sich die Thüre, die Königin von Holland kam herein, und die Art, wie

ſie mit mir ſprach, zeigte mir bald, ſie habe mich erwartet. Der Stein fiel mir vom Herzen, und ich wartete ruhig ab. Um $^3/_4$ auf 7 Uhr ohngefähr öffnete der Kaiſer die Thüre des Zimmers ſeiner Gemahlin und trat mit ihr ein; er kam auf mich zu, fragte ſchnell nach meinem Befinden, wie mir Fontainebleau gefiele, und ſagte dann zur Kaiſerin: venez dîner; er war wie immer ohne Hut, die Kaiſerin im ſtrahlenden Silbergewande mit diamantenem Diadem. Sie gingen nebeneinander in das längliche Vorgemach, wo die länglich ſchmale Tafel mit 8 Gedecken ſtand. Der Kaiſer ſetzte ſich auf die eine Seite, ihm rechts die Königin, links ich, gegenüber die Kaiſerin, zu ihrer Rechten der Fürſt Erzſchatzmeiſter, zur Linken der Erbprinz von Mecklenburg, neben dieſem quer vor dem Tiſch Mr. de Ségur, gegenüber ſeitwärts neben mir Mr. Régnier. Das ganze Service war Vermeil. Der Kaiſer aß unglaublich ſchnell und trank oft große Gläſer Waſſer mit Wein; wie Jemandes Teller leer iſt, wird ihm neu präſentirt, früher, ſpäter wie den Majeſtäten, gleich mit uns; man muß beſtändig Eſſen vor ſich haben; nur der Kaiſer ſprach und am Ende mit halber Stimme die Kaiſerin, wie uns eben der Kaiſer ſehr lebhaft über die däniſchen Angelegenheiten unterhielt. Gleich bei dem Hinſetzen that er mir mehrere Fragen, aber mit Güte und die keine Verlegenheit begründen konnten, dann kam die Reihe an den Prinzen von Mecklenburg in einem andren Ton über die Politik und frühere Kriege. Die Frage: mais pourquoi ne faisiez Vous la guerre? kam zweimal vor; der Prinz half ſich mit großer Klugheit. Nun ſprach der Kaiſer im Allgemeinen über England und Schweden, adreſſirte dann noch wechſelsweiſe dem Prinzen und mir ſtatiſtiſche Fragen und ſprach nun mit mir mit großer Wärme über Dänemark, meine Verwandtſchaft mit dieſem Hauſe wiſſend. Nun waren 24 Minuten vorüber, der Kaiſer ſpülte ſich bei Tiſch den Mund aus, wuſch und trocknete die Hände, und die Tafel war aufgehoben; man ging wieder ins Nebenzimmer. Der Kaiſer ſcherzte etwa 10 Minuten ſehr vertraut halb laut mit der ſtark huſtenden Kaiſerin am Kamin, ſie lachten beide ſehr, da begannen die grandes entrées einzutreten, Cardinal Feſch, der Fürſt Primas, der Großherzog von Berg und ſeine Gemahlin, der Großherzog von Würzburg, die Damen vom Dienſt und zuletzt der Erbprinz von Mecklenburg-Strelitz. Der Kaiſer ſtand mit Cardinal Feſch am Camin, neckte und ärgerte ihn und bekam die ſtärkſten, lebhafteſten Antworten, ging dann im Kreiſe umher, ſprach bald mit dieſem, bald mit jenem, kam aber immer zum Necken mit dem cher oncle zurück, der jünger ausſah als der

Kaiſer, wie er denn auch wirklich nur wenige Jahre als Stiefohm voraus hat und mit dem der Kaiſer erzogen wurde. Cardinal Feſch ſieht blühend, roth und voll aus. Keine Falte iſt auf ſeinem Angeſicht, er ſpricht äußerſt ſchnell und fein, wie ein Frauenzimmer. Die Kaiſerin ſaß und ſprach halblaut mit uns, die wir alle auch um ſie her Stühle hatten. Der Kaiſer ſtand bald vor, bald rückwärts am Kamine, wärmte ſich die Füße, oft ſogar in dasſelbe, ging dann ſchnell zu dieſem oder jenem Entfernteren und ſprach einige Worte. Er hatte bei Tiſch den Erbprinzen von Mecklenburg über die Entfernung mehrerer Orte von Schwerin befragt, und der Prinz, theils an Meilen gewöhnt, theils vielleicht nicht ſo genau unterrichtet, war dadurch einige Mal in Verlegenheit gekommen. Der Gedanke, gleiche Fragen könnten auch an mich ergehen, bewegte mich, mir leiſe zu recapituliren, welche Orte das ſein könnten und es gleich als lieues zu berechnen. Jetzt kam auch der Kaiſer wirklich, fragte über mein Contigent, und dann erfolgte jenes erwartete Examen; ich antwortete raſch und ohne Stocken und wurde darüber gelobt, daß ich ſo gut Beſcheid wußte. Es mochte $^1/_2$ 9 Uhr ſein, da wurde dem Kaiſer das Fertigſein des Concerts gemeldet; wir gingen nun durch drei bis vier Zimmer und kamen in den nicht ſehr großen Saal; die Capelle war aber auch nur klein, und es wurden, die erſte Sinfonie ausgenommen, nur Singſtücke gegeben, Paer mit ſeiner Frau, die Brizzi ſangen. Der Capelle gegenüber waren in der Mitte zwei Fauteuils für Kaiſer und Kaiſerin und neben ihm auf beiden Seiten Armſtühle, dann rechts und links nach der Muſik hin eine lange Reihe Tabourets, worauf die Damen der Kaiſerin und der Königinnen und die wenigen Eingeladenen ſaßen. In der Reihe der Majeſtäten waren dann außer der Königin von Holland, der Großherzogin, dem Prinzen Borgheſe, dem Fürſten le Brun, der Fürſt Primas und Großherzog von Würzburg, zwiſchen denen ich ſaß. Hinter dem Kaiſer ſtand ſein Hof rückwärts nach dem Kamin zu, die deutſchen Fürſten und Prinzen an einer, die franzöſiſchen und die Miniſter an der andren Seite. Hinter den Damen auf den Tabourets, welche die beiden andren Schenkel des Vierecks bildeten, ſtand der übrige männliche Hof und die fremden Geſandten. Der König und die Königin von Weſtphalen erſchienen dieſen ganzen Tag angeblich wegen Unpäßlichkeit nicht. Das Concert dauerte keine völlige Stunde und die großen Nebenzimmer des Kaiſers wurden geöffnet, in dem einen war der Spieltiſch der Kaiſerin, in dem andren der der Königin von Holland und Großherzogin geſtellt. Die nicht ſpielenden

Damen vertheilten ſich. Mit der Kaiſerin ſpielten der Großherzog von Berg, der Fürſt Primas und ich. Erſteren hatte ich noch nicht geſprochen; er hat eine große, hohe, muskulöſe Geſtalt, aus der Stärke und Kraft redet; ſein Haar und ſein Auge iſt ſchwarz, ſeine Geſichtsfarbe iſt brünett, man ſollte nicht glauben, daß er ein ſo großer Krieger ſei, denn in Geſellſchaft iſt der ganze Ausdruck ſeines Weſens, die ganze Tendenz ſeiner Rede lachender Spott. Der Kaiſer ſtand fünf Schritte vom Spieltiſch, lehnte oft an meinem der Thüre am nächſten ſtehenden Stuhl und ſprach mit den anweſenden Staatsdienern, Miniſtern und Cardinälen. Eigentlich angeſagter diplomatiſcher Cirkel war es nicht, aber er erſetzte die Stelle. Der Kaiſer ſprach zwei Stunden bald hier, bald dort, aber dießmals größtentheils in's Allgemeine und nur über politiſche Gegenſtände. Er ſprach ſehr warm über Portugal, über Rom, auch über andre Verhältniſſe ab, und letzteres begründete dann neue heftige Szenen zwiſchen ihm und Cardinal Feſch; Maury ſchwieg und der alte Cardinal Caprara zog ſich hinter den Stuhl des Primas an den Kamin zurück. Noch höre ich die ſehr ernſt betonten Worte des Kaiſers: il ne nous est jamais rien venu de bon de Rome. Der Cardinal Feſch antwortete ſo kräftig und ſo viel, daß der Monarch zuletzt ſehr ernſt ihm ſagte: cela suffit, c'en est assez und zu andren ſich wendete. Aber der ſehr bewegliche Cardinal ließ es nicht gut ſein und miſchte ſich in jedes Geſpräch und fing immer wieder zu disputiren an. Einmal blickte ich, mich umdrehend, hin, da antwortete der Großherzog mit Worten auf die ſtumme Frage, welche unwillkürlich in meinem Blicke liegen mochte: c'est toujours ainsi quand le Cardinal Fesch est là. Ich wagte es nun nicht mehr anderswohin als auf meine Karten zu ſehen, aber freilich war meine Aufmerkſamkeit auf das Geſpräch dieſes einzig merkwürdigen Mannes gerichtet, freilich hätte ich weit lieber bloß zugehört, als geſpielt. Schnell, ohne Lebewohl oder Vorbereitung entfernte ſich nun der Kaiſer in ſein daran ſtoßendes Gemach, und die Kaiſerin hörte bald nachher zu ſpielen auf. Ich habe nie Whiſt in der Vollkommenheit geſehen, obwol ſie gleich, während ſie jede Karte weiß und behält, leiſe mit denen ſich unterhält, die hinter ihrem Stuhle ſtehen. Des Fürſten Primas Spiel ſahe man es an, daß es ungewohnte Arbeit war. Die Kaiſerin ſtand auf, näherte ſich der Stelle, auf welcher vorher ihr Gemahl ſtand, ſprach auch viel und freundlich, aber individueller. Mit großer Leutſeligkeit verſteht ſie die liebliche Kunſt, Jedem und Jeder etwas Gefälliges zu ſagen, und mit einem Studium von Güte behandelte ſie ungeſucht diejenigen

am zuvorkommendsten, welche der Kaiser vorhin vernachlässigt hatte; wie immer lebte sie ihrer schönen Bestimmung, zu trösten, zu erfreuen und Ecken abzurunden. Sie entfernte sich nach einer halben Stunde, alles fuhr nach Haus, ich war dort $^1/_4$ auf 1 Uhr."

IV.

Bei der Kaiserin Josephine.

„Montag den 2. November war das Wetter so stürmisch, so regnicht, Hagelschauer und Kälte nahmen so sehr alle Lust auszufahren, daß wir ganz zu Hause blieben. Der Erbprinz von Mecklenburg-Schwerin, der Minister von Gagern und Hr. Fabricius besuchten mich. Gegen $^1/_2$ 2 Uhr ward ich der Königin von Westphalen im Kreise ihres Hofes vorgestellt; es dauerte, wie gewöhnlich die lästigen Repräsentationen, wenige Minuten. Der König war auf der Jagd. Die Königin war stark und nicht schön; sie äußerte Bestimmtheit und Entschiedenheit in der kurzen Unterredung. Gegen 6 Uhr fuhren wir ins Schauspiel und sahen Iphigénie en Tauride als Trauerspiel. Talma spielte den wüthenden Orest bis zum Erschüttern treu. Nach der Vorstellung führte mich der Fürst Primas in der Kaiserin Circel.

Die Königinnen und die Großherzogin von Berg standen am Camin, und die Kaiserin kam bald, nicht diesen Abend der Kaiser. Es ward daher nur ein Robber gespielt und bald ins Nebenzimmer an den Theetisch geeilt. Dieser runde Agath-Tisch hatte die am Tage darauf stehende hohe Urne mit einer nicht minder schönen Theevase verwechselt, welche sich, wie alle dazu gehörigen reichen Gefäße, durch Form, Glanz, Schönheit auszeichnete, und die hohe Zuckerdose hatte vollkommen die Gestalt einer antiquen Opferschaale; ihr Rand war mit täuschend ähnlichen Perlen von Email umfaßt; die Tassen hatten eine ähnliche Form: sie waren sehr groß, oben weit, unten enge, waren sich untereinander gleich, blau und gold; unter jeder derselben lag eine kleine Serviette; auf dem Tische stand Gebackenes, Butterbrod, Obst; nur der Thee wurde präsentirt, das Andre nahm jeder nach Gefallen. Die Großherzogin von Berg machte diesen Abend den Thee; außer den Princessinnen saßen nur wenige Dames du Palais mit um den Tisch; die Prinzen, der männliche Hofstaat, gingen um-

her, und es war bequem, letztere an den glänzenden Uniformen unterscheiden zu können.

Der dunkelblaue, reich mit Silber gestickte Hofrock bezeichnet den Minister; ist die Stickerei hellblaue Seide, den Staatsrath; nähert sich ein mit Scharlach Bekleideter mit Goldstickerei, so spricht man mit einem kaiserlichen Kammerherrn; ist die Stickerei auf Dunkelgrün, so ist es ein Ecuyer, auf Pfirsichblüthe ein Präfect des Hofes; sieht man ein dunkelgrünes Kleid mit hellgrüner Seide gestickt, so ist von einem Mitgliede des National-Instituts die Rede.

Der Thee war bald absolvirt, und das kleine Concert begann im nämlichen Zimmer hinter dem Clavier. Die Kaiserin, die nicht fern auf ihrem Fauteuil saß, bestimmte die Stücke. Sie bat den Großherzog von Würzburg, sich hören zu lassen, und er sang nach einiger Weigerung mehre Stücke mit Brizzi. Wer je den ernsten, trocknen Großherzog sah, kann sich ihn wahrlich nicht als Sänger denken, und ich glaubte bei den ersten Worten, die Einladung sei Scherz. Aber die Kaiserin versicherte mir, er habe schon einige Mal, doch nur in so kleinem Kreise, wo auch die Königin von Holland zuweilen zur Guitarre singe, sich hören lassen. Man hörte sehr bald, daß er die Musik versteht; er intonirte richtig, blieb ungestört in seiner Secunde und löste die Schwierigkeiten gut, aber angenehm ist seine Stimme nicht, sie ist vielmehr eine Art von Strohbaß, wie wir sie an unsern Cantoren gewohnt sind. Wir hatten auch Gelegenheit, ein junges, sich entfaltendes Talent an Mlle de Belloy zu bewundern. Ihr Vater, ein bedeutender Kaufmann in der Provence, fallirte, und die Kaiserin läßt diese Tochter, die viel musikalisches Talent verrieth, bei Paer bilden.

Das Concert wurde einige Mal unterbrochen, weil der schon zu Bette liegende Kaiser seine Gemahlin wiederholt rufen ließ, um mit ihr ein Viertelstündchen zu plaudern. Schnell, wie der Flug der Gedanken, wird dieser Wunsch befolgt. Der Kammerherr hat sein: L'Empereur demande votre Majesté nicht vollendet, so entflieht die graciöse Gestalt, mag sie eine Tasse Thee am Munde haben, in der interessantesten Unterhaltung sein oder noch so aufmerksam ein kaum begonnenes Musikstück anhören.

In diesen Circeln der Kaiserin herrscht die zwangloseste Existenz. Jeder entfernt sich, wenn er will; man folgt, wenn man will, der Kaiserin ins Nebenzimmer, wenn das Concert vorüber ist, oder man fährt zu Haus; man geht hinweg, während sie bei dem Kaiser ist,

oder man wartet ihre Rückkehr ab. Die Minister kommen nach dem Coucher des Kaisers noch herüber, die Princessinnen, die Deutschen Fürsten gehen abwechselnd zur Königin von Holland, die in ihrem Zimmer auch Musik hat, herüber und kommen wieder, Alles, wie es ein Jeder will, die Fürsten, die in dieser Zeit jeden Abend erschienen, waren außer dem Fürsten Primas und dem Großherzoge von Würzburg der Herzog von Arenberg, der von Coburg und sein Herr Bruder Leopold und beide Prinzen von Mecklenburg. Ich kam an diesem Abend um 1 Uhr zu Haus."

V.

Bei der Großherzogin von Berg und der Königin von Holland.

„Am Dienstag den 3. November begann der Tag wieder mit Schneien, Hageln, Regnen, und die Feier des Hubertustages, wozu noch ein Transport Hirsche und Wölfe herbeigebracht waren, mußte verschoben werden. Indessen da es gegen 10 Uhr heller wurde, fuhren wir nach Nemours, um daselbst zu frühstücken. Der Erbprinz von Homburg hatte uns die Guingette*) als sehr ausgezeichnet empfohlen, indessen wir fanden sie nur mittelmäßig.

Gegen 6 Uhr fuhr ich zum Diner der Großherzogin von Berg. Ich fand da den Großherzog von Würzburg, den Cardinal Fesch, beide Prinzen von Coburg und von Mecklenburg und die Kinder der Großherzogin. Ihr Gemahl aß bei dem Könige von Westphalen und erschien erst nach der Tafel. Die Kinder waren hübsch und munter. Der Erbprinz Achilles, im Circel seiner Eltern Herzog von Cleve genannt, sprach Deutsch und Alles, was ihm einfiel; als Beweis nur, daß er, als bei dem Dessert Teller von dem berühmten Service Olympique zum Vorschein kamen — es ist ein wahres Meisterstück der Sèvres Fabrique, die Teller verguldet und darauf in Emaille-Farben mythologische Darstellungen — zeigte er eine oben aus dem Schlafe erwachende Gestalt mit der Behauptung, sie gleiche seiner Mutter. Alle die Fürsten schrieen auf und erklärten, die sei viel, viel schöner. Ah! sagte der kleine, wie es schien, Alles zu sagen gewohnte Prinz: „Ihr solltet sie des Morgens sehen, wenn sie eben aufgestanden ist,

*) Wirtshäuschen.

noch nicht ihr Roth aufgelegt und noch keine Toilette gemacht hat, wie blaß sie dann ist.“ Die Großherzogin verbiß ihren Unwillen.

Es wurde bei der ausgesucht guten Tafel viel gescherzt, gelacht und Unbedeutendes gesprochen. Das ganze Service war verguldet und in einem Geschmack; der Tisch rund, unter allen Speisen ebenfalls verguldete Gefäße mit warmem Wasser, in der Mitte ein rundes Plateau und eine Alabaster-Gruppe; die Aufwartung von Pagen, Kammerleuten, Bedienten war sehr glänzend. Ein Kammerherr blieb hinter dem Stuhl der Prinzessin. Mein Nachbar bei Tisch war Cardinal Fesch, dessen Bestimmtheit, Gradheit und Kenntnisse mich sehr für ihn einnahmen. Ich unterhielt mich mit ihm über die französischen Schulen. Er gab nur denen zur Militärerziehung Beifall und tadelte alle übrigen als ohne Vergleich hinter Deutschland zurück, versicherte aber, er habe einen Plan entworfen, der hoffentlich in ein paar Jahren es bessern würde. Da die Tafel sehr bald absolvirt war, — der männliche und weibliche Hof der Großherzogin erschien nur vor und nach derselben — und sie eine halbe Stunde hernach in ihre Zimmer ging, nachdem auch die jüngeren Kinder gegangen waren, so begab ich mich, da der Ball bei der Königin von Holland erst nach 8 Uhr anging, einstweilen zu Me. de la Rochefoucauld. Es waren Mehrere zu gleichem Zwecke dort, und wir gingen alle gegen $^1/_2$9 Uhr hinauf, aber es war noch ziemlich leer. Gegen 9 Uhr begann der Ball in einem sehr zweckmäßigen Salon, wie denn überhaupt die Königin am Geräumigsten logirt.

Der Ball selbst war, wie bei der Großherzogin von Berg; das hinter einem Fenstervorhange halb verborgene Accompagnement auch nur von 6 Musikern. Stühle auf allen Seiten, reich gekleidete, geschmackvoll geschmückte Damen u. s. w. Der König von Westphalen nahte sich mir, und sah ich ihn hier zuerst. Er ist klein, mager, gelb. Er gleicht dem Kaiser an den Augen, obgleich des Kaisers Profil regelmäßiger ist, nicht aber im Ausdruck derselben. Er tanzte aber nicht viel, desto mehr die Prinzen von Coburg und von Strelitz.

Man wartete lange auf Kaiser und Kaiserin, und das Concert zögerte. Endlich $^1/_2$12 Uhr war der Kehraus getanzt, und dann setzten wir uns zum Thee. Während desselben erschien noch die Kaiserin. Es ward schnell in die anderen Zimmer gegangen, zwei Arien noch gesungen und der Kehraus repetirt. Nach $^1/_2$1 Uhr kehrte die Kaiserin in ihre Zimmer zurück, und gegen 1 Uhr empfahl ich mich auch, des Zuschauens müde.

Da nach 12 Uhr in der Cour de l'Empereur kein Wagen mehr fahren darf, so mußte ich einen weiten Weg machen, mehre Treppen und Gänge durcheilen; indessen ob ich gleich allein war, fragte ich mich zurecht, fand aber weder Wagen, noch Bedienten. Der immer superkluge Lohnlaquai Le Miel hatte meine Leute falsch angewiesen, und die Kutscher lieber in einen anderen Hof fahren wollen, wo mehrere Kutscher waren.

Meine Lage war unangenehm im Superlativ. Die Nacht um 1 Uhr aus warmen Gemächern, leicht gekleidet, auf den kalten Gängen und Treppen, hätte man einen Schlagfluß riskirt. Mr. de la Grange, Adjutant des Großherzogs von Berg, begegnete mir zu meinem Glück und ließ mir ein Zimmer öffnen. Man fand zwar endlich meinen Wagen, aber ich mußte noch über einen langen offenen Hof, ehe ich ihn erreichte, und sehr erkältet, unwillig und das bald darauf folgende Uebelbefinden (Zahnweh) befürchtend, kam ich um 2 Uhr in meine stille Wohnung, wo Alles schon fest schlief und der Portier nur mit Mühe herausgeklopft wurde."

Ein andermal überraschte sie erst spät abends noch eine Einladung zu einem Ball, der sie sich nicht entziehen mochte.

„Wir waren nun endlich nach all den verschiedenen Besuchen ruhig zu Haus. Der Gedanke, daß diesen Abend mir noch etwas bevorstehen könnte, war mir fern, ich kleidete mich vollkommen aus, und Frl. von Biedersee, noch müder als ich, legte sich zu Bette. Da klopfte es kurz vor 9 Uhr an meine Thür, und Rath Wippermann brachte ein Einladungsbillet von Madame de Beauharnais, Dame d'honneur der Prinzessin Caroline, um einem Ball um $^1/_2$ 9 Uhr beizuwohnen, der Bediente hatte sich zu spät in Bewegung gesetzt und mein Haus nicht finden können. Ich entschloß mich schnell, trommelte die Kammerfrauen herbei, ließ das Fräulein schlafen, verwechselte die Nachthaube mit einem Silberähren-Aufsatz, den warmen Morgenrock mit einem reichen Madras und war schneller gekleidet, als die beiden Pferde angeschirrt, so daß mir die Herren sogar das Zeugniß nicht versagten, daß sie selber sich so schnell nicht kleiden könnten. Ich fand Alles schon tanzen, nahte mich der Großherzogin und der Königin von Holland, entschuldigte bei Ersterer mein Verspäten und freute mich, als noch nach uns Gäste kamen. Das Tanzzimmer war ringsumher mit Stühlen besetzt und nicht groß — zwei Violinen und ein Cello das ganze in einem Fenster verborgene Accompagnement. Die Königin von Holland tanzte nur den in Mainz erlernten ‚Großvater', — die Großherzogin von



Fürstin Pauline zur Lippe.

Ölgemälde im Schlosse zu Detmold.



Berg dagegen sehr viel, auch gut, doch weniger leicht und graziös, als die Erstere. Die Damen der Kaiserin und Prinzessinnen tanzten alle; — unter den Tänzern bemerkte man auch die sehr geschmacklos uniformierten kaiserlichen Pagen mit langen umherfliegenden Bändern. — Die Perüke der Damen war sehr leicht und geschmackvoll — Petinet oder Crepp, entweder ganz weiß oder mit rosa Transparents — größtentheils mit Gold und Silber gestickt, hie und da mit Blumen besetzt und Blumen oder Diamanten im Haar. Ecossaisen, Quadrillen und auch Walzer, obgleich diesen selten, tanzte man vortrefflich. Der Großherzog von Berg erschien nicht, aber der Fürst Primas vertheilte Bouquets an die Damen.

Das eine Nebenzimmer war zum Concert arrangirt, das andere zum Thee — man wartete mit der Musik auf das Kaiserpaar. Der Erstere kam aber gar nicht, die Letztere gegen 11 Uhr in einem einfachen weißen Kleide mit einigen Rosen und Federn im Haar. Man ging nun ins Nebenzimmer, wo Madame Paer und der Tenorist Brizzi Arien sangen, welche Paer selbst auf dem Clavier begleitete. — Dann kehrte die Kaiserin wieder in den Tanzsaal zurück und sah dem ‚Großvater' zu. Sie rief mich freundlich zu sich und erlaubte mir, sie künftig jeden Abend nach dem Schauspiel zu besuchen. — Nach kaum begonnenem Gespräch ward sie aber zum Kaiser gerufen und kehrte nicht zurück. — Gegen 12 Uhr gingen wir in den Salon zum Thee. Es war ein runder Tisch mit zwei Theemaschinen, vielem Gebäck, Obst und Gefrorenem. Die Damen setzten sich, die Herren standen hinter den Stühlen. Die Großherzogin machte selbst Thee, der liebenswürdige Großherzog von Würzburg öffnete die Maschine und schloß sie nicht schnell genug, und so wurden Tisch und Prinzessin überschwemmt, zu allgemeinem Gelächter. Nach dem Thee entfernten sich Viele. Ich wußte noch nicht, daß das so Gebrauch sei und blieb, bis die Großherzogin sich entfernte. — Es war zwei Uhr, als wir den Portier herausklopfen mußten, um in das Haus gelassen zu werden, wo Alles schlief und ich mich nun auch schnell und froh zur Ruhe begab."

VI.

Das Kaiserliche Theater in Fontainebleau.

Eine stehende Tagesbegebenheit in der höchsten Gesellschaft am Hofe zu Fontainebleau war das Theater, wofür der Kaiser sich lebhaft interessierte, ja selbst den Ober-Regisseur machte, und das er in den nachfolgenden Abendzirkeln immer eingehend besprach. Die Fürstin hat darüber mehrere Mitteilungen. So schreibt sie im Tagebuch vom 26. Oktober:

„Der Tag war hell und schön; ich schrieb an Mr. de Rémusat, ersten Kammerherrn des Kaisers, für mich und meine Gesellschaft Billets zum Schauspiel erbittend, eine nicht zu verabsäumende Sorge, da das Schauspiel frei ist und das Haus nur etwa 800 Menschen aufnehmen kann. Wir fuhren nach dem Frühstück in den Park; er hat schöne Theile, prächtige Aussichten. Wir fuhren hinter dem Schloß vorüber, eine große, lange, bergauf gehende Allee, stiegen aus und zu Fuß weiter, sehr überrascht, noch auf dem höchsten Gipfel die vielen verstreuten Felsstücke zu finden; man sieht vorher gar keine, hier aber auf einem engen Raume unzählige; der Franzose nennt diese Parthie mit Recht pluie de rochers. Regierungs-Rath Wippermann half uns ein Felsstück ganz hinaufklettern; die Aussicht von beiden Seiten war unbeschreiblich reizend. Um 2 Uhr fanden wir uns alle bei dem Fürsten Primas ein, und da er noch in der physikalischen Vorlesung war, so belustigten wir uns, die Gallerie mit ihren schönen alten, leider allmählich schadhaft werdenden Fresco-Gemälden zu beschauen. In des Fürsten Gesellschaftszimmern hingen drei ganz neu vollendete Gemälde, Apotheosen des Kaisers Napoleon vorstellend; der Code lag auf dem Tische. Der Fürst kam bald und war wie immer überaus artig und freundschaftlich. Nun besuchte ich Madame Ney, ihr für ihre gestrige Güte zu danken. Der Marschall und 3 Kinder waren bei ihr in dem sehr kleinen Zimmer. Marschall Ney sieht noch sehr jung für einen Feldmarschall aus. Madame ist eine liebenswürdige, artige, geistvolle, wenn auch nicht schöne, doch gefallende Frau. Eine Nichte der berühmten Me. Campan, in ihrer Pension mit der Königin von Holland erzogen, zeichnete sie sich schon damals bei den öffentlichen Prüfungen durch ihre Talente aus und erhielt wiederholt Preise. Wie wir wieder zu Hause kamen, fanden wir den Grafen Reinhard, der gerne meine Equipage zum Schauspiel benutzen wollte. Gleich nach dem Essen mußten die Herren wegfahren, um gute Plätze im Par-

terre zu finden. Wir folgten, holten den Grafen ab und kamen in die Loge der fremden Fürsten. Das Schauspielhaus ist nicht sonderlich groß, aber recht gut abgeteilt. Nahe am Theater ist rechts die Loge des Kaisers, links die der Kaiserin. Ersterer sitzt allein; hinter ihm steht ein Kammerherr und ein General-Adjutant. Neben seiner Loge ist die der Königin von Holland, Großherzog und Großherzogin von Berg, Prinz Borghese, dann kommen die Feldmarschälle; links neben der Kaiserin die Loge des Königs und der Königin von Westphalen; die übrigen Logen oben herum hatten die Dames du Palais, die Minister, die Kammerherren u. s. w. Im Theater en face sprang die große, geräumige Loge heraus, die sonst die Königliche war und worin jetzt in der obersten Reihe die fremden Fürsten und Fürstinnen, in der zweiten ihr Gefolge sind. Jedermann sucht früher, als der Monarch da zu sein, oder hat er das Unglück, später zu kommen, kein Geräusch zu machen. Man lacht nicht, man spricht höchstens in den Zwischen-Akten; Applaudissements fallen weg. Das Schauspiel hat den Vorzug vor dem Pariser, daß hier die Acteurs nicht Monatsweise wechseln, sondern der Kaiser die Stücke wählt und diejenigen, die spielen sollen, bestimmt. Sein Geschmack sind die des Corneille und Racine, und die Mitglieder des Theâtre français verdienen daher in Wahrheit den Titel der Comédiens ordinaires de S. M. J., obgleich bisweilen das Personal der Opera Feydeau mit jenen wechselt. Heute gaben uns die ersteren ein allerliebstes Stück: les Chateaux en Espagne, welches die Thorheit der Luftschlösser-Erbauung auf eine recht feine Art persifflirte. Fleury spielte sehr gut, der Buffon Dupoyon übertrieb mäßig, Mlles Mars und Emilie Contat spielten mit vieler Grazie. Um $^1/_2$ 10 Uhr waren wir zu Hause."

Am 6. November merkt die Fürstin über das Theater an:

„Ein wenig besser gegen Abend machte ich zum Schauspiel noch meine Toilette, um Talma's Triumph Manlius zu sehen. Freilich muß man schon dem übertriebenen französischen Spiele im Tragischen Geschmack abgewonnen haben, aber dann spielt er die Rolle des edlen Römers wirklich bezaubernd, so wie Mlle Duchesnier, die überhaupt am wenigsten übertreibt, die Valeria. Der Kaiser, der König von Westphalen, der Großherzog von Berg, der Fürst von Neuschattel trugen im Schauspiel den Andreas-Orden über dem Rock. Graf Tolstoy, russischer Ambassadeur, hatte seine Antritts-Audienz gehabt. Da sich im Schauspiel mein Zahnweh etwas besserte, so ging ich wider meinem ersten Entschluß doch noch in der Kaiserin Cirkel. Der Kaiser erschien,

ſprach wie gewöhnlich über das Schauſpiel, machte ſeine ronde und verſchwand. Graf Tolſtoy ſpielte mit der Kaiſerin, dem Fürſten Primas und mir. Er iſt ſehr brünett, ſchien verlegen und war am Morgen von der Kaiſerin an bis zur Großherzogin von Berg in ſeinen Ceremonien-Complimenten ſtecken geblieben; der Kaiſer hatte ihn mit großer Auszeichnung empfangen und ein Zimmer auf dem Schloſſe anweiſen laſſen, was beſonders bei Graf Metternich viel Eiferſucht erregt hatte.

Montag den 9. November machten wir früh eine Promenade in den Park; ich hatte einen Abſchiedsbeſuch des Erbprinzen von Heſſen-Homburg, der ohne Hoffnungen, ohne Geſchäfte, ohne Entrées immer noch hier war und nun über Orleans nach Paris zurückreiſen wollte. Wir aßen zu Hauſe. Das Schauſpiel dieſes Tages war Corneille's furchtbar häßliches Stück: Rodogune. So etwas erdenken, iſt ein Verbrechen gegen unſer ganzes Geſchlecht. Der Kaiſer amüſirte ſich, im Cirkel ſeiner Gemahlin zu uns allen zu ſagen: „Sie ſind nicht ſchön in dieſem Stücke, meine Damen," und als die Franzöſinnen weinten, bewunderten, die Königin von Weſtphalen aber beinahe Krämpfe und Erſtickung davon hatte und auch mir der erregte Schauder anzuſehen und anzuhören war, ſagte der Kaiſer lächelnd: „Nichts deſtoweniger haben die deutſchen Prinzeſſinnen anders conſtituirte Nerven." Aber wirklich möchte ich das Stück nie wieder ſehen, Rodogune, wie die Raucou ſie darſtellte, iſt mir das Ideal eines Scheuſals in jeder Hinſicht."

Vom 11. November: „Dieſen Abend wurden les précepteurs, ein hübſches, munteres Stück gegeben, über deſſen Moral der Kaiſer nachher im Cirkel lebhaft ſchalt. Er ſchien überhaupt nicht ſonderlich gelaunt, denn wie wir uns zum Spiele geſetzt, ſprach er mit keiner Dame, nur wenige Worte mit ein Paar Miniſters und amüſirte ſich, mitten im Zimmer ſtehend, einen Spitzhund herumzuzauſen und zu kullern. Er verſchwand bald, ſetzte, wie nachher erzählt wurde, bei ſeinem Coucher die Unterredung gegen das aufgeführte Schauſpiel und die darin gelobte Rouſſeau'ſche Erziehungs-Methode ſo lebhaft fort, — daß wenige Tage nachher dieſe ganze Philippica in das Journal de l'Empire kam. Uebrigens mag man ſein, wo man will, reden, mit wem man will, die Frage über das heutige oder geſtrige Stück, über den Acteur oder die Actrice fehlen nie."

VII.

Die Begegnung mit der Kaiserin Mutter, Madame Laetitia.

Die Fürstin schildert in ihrem Tagebuche ausführlich alle einzelnen Begegnisse, Persönlichkeiten und alle Verhältnisse, mit und unter denen sie mit den Mitgliedern der Kaiserlichen Familie in Berührung kam. Sie schreibt:

„Sonntag den 8. Nov. Vormittag ging meine Gesellschaft in die Messe und ich blos ein wenig in den Garten, dann dinirte ich bei dem Minister Staatssekretär Maret mit mehreren Bekannten. Es ist ein angenehmes Haus; Madame ist schön und angenehm, der Minister klug und liebenswürdig, die Tafel sehr gut; beständig in der Nähe des Kaisers, wohnt auch Maret nur zwei Schritte vom Schloß.

Ich fuhr nach Tisch in des Kaisers Concert; obgleich in allen Einladungen immer à heure très précise steht, so muß man, im Falle man in der That pünktlich ist, gewöhnlich eine halbe Stunde warten; so war es auch diesmal. Endlich $^1/_2$9 Uhr kamen die Majestäten, und der Kaiser hatte zur andren Seite noch eine Dame auf einem Fauteuil, die ich noch nicht kannte, mit der er beständig sprach, so still und aufmerksam er sonst auch immer während des Concerts ist. Die Kaiserin rügte es auch halb scherzend nachher; sie war an diesem Tage über jeden Ausdruck schimmernd gekleidet, ein tissu d'or durchsichtig mit blauen Foliostreifen gestickt, sodann Diadem, Collier u. s. w. von prächtigen Brillanten und Saphiren. Wir spielten wie gewöhnlich, während der Kaiser Cirkel gab; er beschränkte sich, nur wenig laut und im Allgemeinen zu reden, sprach aber wohl zwei Stunden leise mit den Cardinälen. Die Kaiserin schien etwas lange spielen zu müssen und rief bald diesen, bald jenen hinter ihren Stuhl, aber immer sprach sie nur — ich konnte es, ihr so nahe sitzend, hören — von Gnadenbezeugungen, die sie für diesen oder jenen wünschte. Endlich hörte die mir noch nicht bekannte Nachbarin des Kaisers, die auch im nämlichen Zimmer gespielt hatte, auf und setzte sich zu uns; es war eine Frau, der man etwa 42 bis 44 Jahre gegeben haben würde, mit großen Ueberbleibseln von Schönheit, und kaum traute ich meinen Ohren, als ich, durch das Mama-Sagen der Kaiserin überzeugt, nicht mehr zweifeln konnte, daß es Madame Mère sei. Gegen $^1/_2$11 Uhr zog sich der Kaiser zurück, bald nachher seine Mutter und zuletzt, als sie erst

noch mit allen Anwesenden geredet hatte, die holde Kaiserin; es war zu spät für mich geworden, um ihr noch zum Thee in ihre Zimmer zu folgen; bei dem Kaiser wird nie etwas präsentirt, als der Kaiserin Gefrornes.

Es war an diesem Tage ein gewaltiges Getreibe am Hofe, denn es war ruchbar geworden, daß in der folgenden Woche der Fontainebleauer Aufenthalt endigen würde, und die Freude darüber war groß, denn man fand dieses Landschloß im November zu kalt. Wenige logirten bequem, und Jedermann sehnte sich nach den Winterfreuden der Hauptstadt.

Mittwoch den 11. begann ich mit Promenaden im Garten des Schlosses und zog gegen $^1/_2$ 2 Uhr einen Manteau um, um Madame Mère präsentirt zu werden. Sie spricht sehr italienisch-französisch; that zwei bis drei Fragen an mich, und im Nu war die Präsentation vorüber, so sehr im Nu, daß beide Erbprinzen von Mecklenburg, die im Vorzimmer gleiches Schicksal erwarteten, behaupteten, mein Schlepp sei noch nicht im Zimmer mit gewesen, als ich schon zurückgekehrt sei."

Später war die Kaiserin-Mutter um so freundlicher, denn unter dem 21. November schreibt die Fürstin in Paris selbst: „Ich machte meine Toilette mit möglichster Eleganz für die Aufwartung bei Madame Mère. Sie bewohnt die eine Hälfte des Palais des Senators Lucian, Cardinal Fesch die andere. Sie empfing mich gütig, nöthigte mich auf das Canapé und wir plauderten ein halbes Stündchen über mancherlei Gegenstände, besonders über die Antiquen der Villa Borghese, die der Kaiser zur Vergrößerung seines überreichen Museums eben noch gekauft hatte."

VIII.

Der allgemeine Napoleonskultus in der französischen Hauptstadt.

Die Stadt Paris zählte damals 480 000 Einwohner, wenig mehr als ein Viertel der jetzigen Bevölkerung. Alles war vollständig bonapartisirt. Wir begleiten die Fürstin auf ihren Wegen in Paris und besuchen mit ihr zuerst die Kathedrale, die Kirche Notre Dame, ohne in das Einzelne der Beschreibungen einzugehen, und nur das heraushebend, was für die Zeitgeschichte wichtig ist.

„Das Innere der Kirche hat viel Bemerkenswerthes, besonders die hohen, kühnen Gewölbe, die prächtige Orgel, die sehr künstlichen Bildhauer-Arbeiten am Hochaltar und die meisterhafte Schnitz-Arbeit an den Stühlen. Das Innere hatte bei der Revolution sehr gelitten, kaum hatte man den Fußboden en mosaique retten können; auch ihn hatte man der Inschriften und Wappen wegen zu vertilgen beschlossen. Zur Krönung des Kaisers wurde alles restaurirt, der Hochaltar bekam das schöne Altarblatt wieder, 6 schöne Gemälde von den französischen Künstlern Champagne und Boulogne bekleiden wieder die Wände; die glänzende bischöfliche Kanzel ist neu erbaut, und die Fahnen aus des Kaisers ersten Feldzügen bis zu seiner Krönung sind aufgehängt. In einer erhöhten besondren Kapelle sind die Kirchenschätze; zuerst zeigte man uns Reliquien, ein Stück der Dornenkrone unsres Heilandes, dann die Geschenke des Kaisers bei seiner Krönung und seine Insignien; erstre bestehen aus einem sehr schönen goldenen Kruzifix und zwei Abendmahlsbechern mit Edelsteinen besetzt, wovon aber die großen Diamanten falsch sind. Die Insignien von des Kaisers beiden Krönungen werden hier mit denen Kaiser Carls des Großen aufbewahrt; von letzterem Krone, Scepter, Hand der Gerechtigkeit, Reichsapfel, bewundernswürdig neu für so lange aussehend. Kaiser Napoleons Lorbeerkrone, ein Meisterstück von Arbeit, sein Reichsapfel, sein Scepter, seine Gerechtigkeitshand ohne eingebogene Finger, seine Sporen und alles dieses noch einmal von der italienischen Krönung her, nur daß die eiserne Krone, die dort des Lorbeerkranzes Stelle vertrat, in Mailand verwahrt wird; unten im nämlichen Schranke sein in Sammt eingebundener Schwur. Nun wurden auch noch die Krönungs-Mäntel des Kaisers und der Kaiserin entfaltet, deren Pracht Staunen erregt. Die Kaisermäntel sind Carmoisinsammt mit goldnen reichen Bienen übersäet, die Borduren sind Lorbeerengewinde, im Innern der Sonne ein N; bei dem Mantel des Kaisers die Sonne Gold, das N Silber, bei dem mit einer weit längeren Schleppe versehenen Mantel der Kaiserin die Sonne Silber, der Namenszug Gold. Die italienischen Königs-Mäntel waren grüner Sammt mit Gold, nicht weniger prächtig und reich. Nur das Futter der Mäntel der Kaiserin war ächter Hermelin. Zuletzt sahen wir noch den Thron des Kaisers am Krönungstage mit Krone und Adler und den einfachen des Pabstes mit Federbüschen.“

Der Besuch des Domes im Hotel des Invalides hatte für die deutsche Fürstin manches Schmerzliche. „Ich sah erbeutete Fahnen,

deren Eroberung so viel Blut, so viel Thränen kostete. Sie sind trophäenartig vereint — auf der einen österreichische, auf der andern preußische Fahnen! Hier sah ich auch den Degen Friedrichs des Großen, über dessen Aechtheit so viel gestritten wurde, — es ist kein wohlthätiges Gefühl, mit dem man das Alles still betrachtet."

Bei ihrem zweiten Aufenthalte in Paris, nach der Rückkehr von Fontainebleau, war die Darstellung der Verherrlichungs-Oper Trajans der immer wiederkehrende Hauptgegenstand der Salongespräche. Wir finden von der Fürstin über diese Darstellung am 20. November folgendes aufgezeichnet:

„Der Fürst von Benevent (Talleyrand) hatte mich bei dem seiner Gemahlin gemachten Besuch eingeladen, die berühmte Oper Trajan aus seiner Gemahlin Loge zu sehen. Ich hatte es dankbar angenommen und fuhr nun zeitig mit Reg.-Rath Hellwing hin, theils da die Kaiserin eben auch zum ersten Male die Oper sah und schon ihre Garden die Straßen füllten. Als sie mitten im ersten Akte erschien, waren das Beifallklatschen und die Acclamationen allgemein; sie war schimmernd gekleidet in der großen Loge des Kaisers, und sonderbar fiel es auf, daß oben an der Seite, gerade wie sie erschien, der Thron Plotinen's, der Gemahlin Trajan's, stand, die Actrice Haltung und Kleidung der Monarchin nachgeahmt hatte und es um so unverkennbarer wurde, wer dem Dichter vorgeschwebt hatte, als er die rührenden Tugenden und seltenen Vorzüge der Gemahlin des Trajan schilderte. Der Zweck des Stückes, Huldigung dem Kaiser, ist hervorspringend, und die Hauptepisode die bekannte Anekdote der Fürstin Hatzfeld, das Größeste der Triumph. Die Erfindung des Stückes ist dürftig, die Verse sind nicht schön, selbst die Musik kein Meisterwerk, aber alles, was Decoration und Theaterpomp heißt, unübertrefflich. Man hatte das Theater verlängert, es war trefflich geziert, die Verwandlungen schön, das Capitol, das Forum, mehrere Straßen von Rom nach Original-Zeichnungen treulich kopirt, aber nichts erreichte den Triumphzug, 40 Pferde waren zugleich auf der Bühne, Athleten, Circusspieler, Gladiatoren, der Wagen des Triumphators mit 4 Schimmeln, die gefangenen Könige mit goldenen Fesseln; man glaubte in Rom's glänzendsten Zeiten zu sein, die Märsche waren sehr schön, die Chöre nicht minder und überall der Zauber des Ballets eingewebt. Sie sind hinreißend, aber freilich ermüden sie auch durch ihre Vielheit und beinahe Niemand wartete das Schlußdivertissement ab. Am meisten Beifall fand ein Kind von 7 Jahren, das bewundernswürdig graciös

sich bewegte, aber ihm ward auch so rauschend Beifall geklatscht, wie der Kaiserin bei ihrem Eintritt. Die meisten Personen von hohem Rang kamen erst in dem Akt, wo der Triumph war, so auch die Talleyrand'sche Familie; sie brachte in der Loge, die dem Theater gegenüber war, kein halbes Stündchen zu, und in einem kleinen Neben-Cabinet war der Fürst Vice-Connetable, den wir nur hörten, nicht sahen. Ueberhaupt geht der Franzose in's Schauspiel, wie auf die Promenade, um zu sehen und gesehen zu werden, zu plaudern und sagen zu können: ich war da."

Unter den Besuchen der Fürstin bei Künstlern heben wir ihre Berichte über zwei Maler aus, David und Gérard.

„Von ungleich größerer Einwirkung war Vien's berühmter Schüler Jacques Louis David (1748—1825). David vor Allem bemühte sich, den Geist des klassischen Alterthums, die schlichte Kraft, den strengen Adel desselben wieder in sich aufzunehmen und in seinen Werken zu reproduziren. Das energische, aus dem Innern hervorbrechende Pathos, der großartige Rhythmus in den Bewegungen seiner Gestalten, die feierlich gemessene Gesammt-Anordnung seiner Gemälde sind die vornehmsten Umstände, in denen die siegreichen Erfolge derselben beruhen; ist ihm dabei jene hohe Stille und Reinheit der Seele, welche das Haupt-Verdienst der griechischen Kunstwerke ausmacht, fremd geblieben, so liegt dieß vielleicht in den Verhältnissen der Zeit, in der kriegerischen Stellung, welche er gegen die vorangegangenen Leistungen einnehmen mußte. Mehr zu bedauern ist es, daß das leidenschaftliche Pathos seiner Darstellungen nicht selten die Berechnungen des Verstandes durchblicken läßt, daß es in Manier übergeht und daß es seiner Kunst an dem belebenden Elemente eines durchgebildeten Colorits mangelt. — Das erste Bild, welches den Ruhm des Künstlers begründete, und Paris zur Bewunderung hinriß, stellt den blinden Belisar dar, welcher bettelnd ein Almosen empfängt. Noch mehr steigerte sich der Enthusiasmus, als sein Schwur der Horatier und sodann seine Darstellung des Brutus nach der Hinrichtung der Söhne erschienen. Diese drei Gemälde befinden sich unter andren im Museum zu Paris. Dann brach die Revolution aus, und David, einer der eifrigsten Theilnehmer derselben, ward mannigfach mit Leitung der künstlerischen Angelegenheiten dieser Periode, mit den Dekorationen der großen Volksfeste, welche in dieser Zeit gefeiert wurden, beschäftigt. Unter der Herrschaft Napoleons diente seine Hand der Verherrlichung des Gewaltigen. Er malte ihn als General der französischen Armee, wie

Napoleon verlangt hatte: „fest auf einem wildbäumenden Pferde", Mantel und Haare vom Sturme vorwärts getrieben, mit der erhobenen Rechten über die Spitzen der Alpen hinausdeutend, die zu übersteigen der Feldherr im Begriffe ist, — ein Bild von großartig symbolischem Charakter, zwar ohne Wärme der Färbung und doch von merkwürdiger Gewalt des Eindrucks. Ebenfalls im Auftrage Napoleons malte David das sehr große und figurenreiche Gemälde seiner Kaiserkrönung; es ist der Moment, in dem der Kaiser seiner Gemahlin die Krone aufzusetzen im Begriffe ist: „Sie haben wohlgethan (sagte Napoleon, als er das Bild erblickte), Sie haben ganz meine Gedanken errathen, Sie haben mich als französischen Ritter dargestellt." Später vollendete David sein berühmtes Gemälde des Leonidas in den Thermopylen. Unter David's berühmtesten Schülern wird Gérard zuerst genannt als: „im Allgemeinen der Richtung des Meisters folgend, aber ruhiger und frei von dessen Uebertreibungen, reiner in der Zeichnung und wahrer im Colorit;" als Hauptwerke seiner Hand sind zu nennen die Schlacht von Austerlitz und der Einzug Heinrichs IV. in Paris."

Bei David wurde die Fürstin zuerst nicht angenommen, aber dann auf den andern Tag bestellt; sie bemerkt im Tagebuch: „Wir eilten zu David. Er empfing uns artig; das Aeußere dieses als Künstler, aber nicht als Mensch zu schätzenden Mannes ist sehr durch ein großes Gewächs an der linken Seite entstellt und verzerrt; er zeigte uns mit vieler Genauigkeit sein großes vorzügliches Gemälde; der Kaiser setzt der vor ihm das Knie beugenden Kaiserin die Krone auf, Madame de la Rochefoucauld und de la Valette tragen die Schleppe, etwas rückwärts stehen die Königinnen und Prinzessinnen, und der schon verstorbene Kronprinz von Holland will an der Hand seiner Mutter hervor. Von der Seite erscheinen die Prinzen, und die Grands-Dignitaires verrichten ihr Amt. Hinter dem Kaiser stehen die Grands-Officiers de la Couronne, etwas seitwärts sitzt in gewohnter Einfalt Pius VII. und hinter der Kaiserin, doch sichtlich nur seines Alters wegen der fast 100jährige Cardinal-Erzbischof von Paris de Belloy. Auf einer Tribüne hat man Madame Mère und ihren Hof angebracht, ob sie gleich nicht bei dieser Feierlichkeit war; auf andren Bühnen stehen Damen des Hofes, fremde Gesandte, um den Pabst mehrere Priester, auch sein Kreuzträger. Alle diese Figuren sind Portraits und der größte Theil so sprechend, daß ich meine Bekannten augenblicklich wieder erkannte .... Schade, daß an der Aehnlichkeit der Hauptfiguren etwas auszusetzen ist. Der Kaiser erscheint hier, wie auf allen

seinen Gemälden, im Krönungsgewand als historische Person und nicht völlig getroffen. Die Gestalt der Kaiserin ist himmlisch, der Ausdruck ihrer Gebehrden sehr schön; aber David hat idealisirt, und so ist etwas von dem Eigenthümlichen verwischt. Indessen freuete es mich sehr, dieses einzig merkwürdige Gemälde, das sich nur sehr unvollkommen beschreiben läßt, selbst gesehen zu haben, und David war so guter Laune, daß er nun auch ganz aus eigenem Antriebe seinen Raub der Sabinerinnen im Vorsaale zeigte . . . Wir fuhren nun zu David's Gegenstück, zu dem freundlichen, feinen Höfling Gérard; ohne vorher darum gebeten zu haben, wurden wir augenblicklich angenommen; er empfing uns sehr artig zuvorkommend, und wir fanden allerliebste Portraits. Da Gérard die große Kunst besitzt, Jedermann zu treffen und auch lieblich darzustellen, so gehört es zum guten Tone, sich von ihm malen zu lassen, so hoch auch seine Preise sind. Er arbeitete eben an einem ihrem Sohne bestimmten Kniestück der Kaiserin; sie hatte jede Verschönerung untersagt, der geliebte Sohn sollte nur die theure Mutter vor Augen haben, und so war sie es auch ganz, und immer kamen meine Blicke auf diese gelungene holde Darstellung zurück; daneben hing der Vicekönig, den ich noch nicht sah, ein ausdrucksvolles Bild, der Kaiser im grand Costume und gewohnter Uniform. Gérard erzählte uns, wie der Monarch wolle, daß die ersten für Höfe und Gesandte bestimmten Portraits blühend, stark, lächelnd sein sollten, die Aehnlichkeit nicht sehr achtend. Auf Staffelagen standen sehr ähnliche Porträts der Königin von Holland und der Erbgroßherzogin von Baden, beide noch unvollendet, eine schöne polnische Gräfin und Graf Metternich, der seit 8 Monaten den Künstler auf eine zweite Sitzung warten ließ. Gérard wird so bestürmt, hat so viele Bestellungen, daß er nichts als Portraits zu malen vermag und dem historischen Fache ganz fremd wird, was man indessen lebhaft bedauert, wenn man seine früheren Werke in diesem mehr dauernden Zweige der Malerei sieht."

Eine längere Abhandlung widmet die Fürstin den von ihr so sehr bewunderten Gobelins, in deren Fabrik sie einen ganzen Vormittag zubrachte, und beklagt zugleich das Los dieser fleißigen Arbeiter, die 15 Jahre lang lernen müßten, um es zu einem Tagelohn von 4 Francs zu bringen. Sie konnte sich nicht trennen von diesen Zauberbildern aus Wollfäden mit ihren so glühenden und zarten Farbenschattierungen — und nur die Galerie des Luxembourg und die Gemäldesammlung des Louvre, mit ihren Schätzen, erklärte sie für

großartiger und fesselnder als diese Werkstätte menschlicher Geschicklichkeit und menschlichen Fleißes.

Auf dem Wege von den Gobelins zum Louvre war es, wo die Fürstin zufällig in dem Seitenkabinett eines großen Möbelmagazins einen Gegenstand entdeckte, der sie in eine tiefe Rührung versetzte: es war eine prächtige „Toiletten-Commode", das einstige Eigentum der unglücklichen Marie Antoinette.

IX.

Eine Sitzung im Institut von Frankreich.

Mit welchem Interesse die Fürstin auch ernsteren Beschäftigungen ihr Augenmerk zuwendete, zeigte ihr Besuch wichtiger Anstalten für Kunst, Wissenschaft, Industrie und Gewerbe, sowie ihr Verkehr mit wissenschaftlichen Celebritäten. Überall war aber ihr Sinn auf das Praktische, immer auf Detailkenntnis gerichtet, und sie suchte auch für die kleinen heimischen Verhältnisse zu verwerten, was möglich war. Eine öffentliche Sitzung im National-Institut, die schließlich auch mit einer Vergötterung Napoleons endigte, schildert sie ausführlich im Tagebuch vom 24. November:

„Wir frühstückten auf der Brücke Notre Dame in dem Café du Pont bei einem Badeschiff, um der Academie nahe zu sein und die Zeit nicht zu versäumen. Mr. de Ségur hatte mich, als ich ihn besuchte, darauf aufmerksam gemacht, daß die Klasse der französischen Literatur eine Sitzung halten und, was noch nie geschehen war, drei Mitglieder auf einmal einführen würde. Auf seinen Rath hatte ich an den Secrétaire perpetuel Mr. Suard um einige billets d'entrée geschrieben und er nur drei gesendet, mit dem Ersuchen, vor 2 Uhr im Palais des arts zu sein und nach ihm zu fragen. Der schöne Palast der Künste auf dem Quai Malaquais ward 1661 unter der Regierung Ludwig XIV. zur Erziehungs-Anstalt 60 junger Edelleute aus den eroberten Ländern erbaut und Collége des 4 nations benannt; seit der Gründung des National-Instituts sind dessen Sitzungen hieher verlegt und wohnen auch die Künstler hier, die sonst Zimmer im Louvre hatten. Das National-Institut wurde bekanntlich im 4. Jahre der Republik (1795) gestiftet, um die Stelle der Academie wieder auszufüllen; es besteht, die auswärtigen Mitglieder eingerechnet, jetzt aus 200 Personen und theilt sich in 4 Classen. Die erste ist den physischen

und mathematiſchen Wiſſenſchaften gewidmet, die zweite der franzöſiſchen Sprache und Literatur, die dritte der Geſchichte und alten Literatur, die vierte den ſchönen Künſten. Jede Klaſſe hält einmal im Jahre eine öffentliche Sitzung, welcher auch die Mitglieder aller übrigen beiwohnen. Bei Erledigung einer Stelle präſentirt die Klaſſe dem Kaiſer zwei Candidaten zur Auswahl; jedes Jahr läßt das Inſtitut einen Band Memoiren drucken, der Rechenſchaft von ihren Arbeiten und den ihr übergebenen Schriften ertheilt. Wie wir ankamen und ſchon viele Perſonen im Vorgemach fanden, erkundigten wir uns, unſre Karten abgebend, nach Mr. Suard; er kam und zeigte uns unſre Plätze im Saal der Verſammlung an; er ſchien geſchäftig, verlegen, ermüdet und meinte, wenn ich etwas früher gekommen wäre, ſo hätte ich noch nähere Plätze bekommen können, indeſſen ich war gut mit den unſrigen zufrieden; wie wir kamen, war es noch nicht ſehr voll, und da es beinahe eine Stunde dauerte, ehe die Reden begannen, ſo hatte ich alle Zeit, den Saal genau zu betrachten; er war groß, hell, hoch und rund; in der Kuppel brannte ſchon jetzt ein glänzender Kronleuchter von Criſtall, was in dieſer Stunde des vollen Tageslichtes ſehr auffiel. Indeſſen ſpäter hätte man zum Anzünden nicht Zeit gehabt, und die Sitzung dauerte lang. Am Eingang waren die geſchloſſenen Sitze der Mitglieder an beiden Seiten und in der Mitte die Tribüne des Präſidenten; dieſer gegenüber, ohngefähr im Mittelpunkte des Salons, die Statue des Kaiſers von weißem Marmor mit dem Lorbeerkranz und der Toga. Von Minute zu Minute drängte es ſich in die Bänke, und eine noch größere Menge füllte ſtehend den unteren Raum. Gall war gegenwärtig, und mit Vergnügen erblickte ich ſeine intereſſante Geſtalt, die ich ſeiner Büſte ſehr ähnlich fand, ſeine breite, hohe Stirne, die vielen Organen zur Entwickelung Raum vergönnte. Dr. Spurzheim war immer an ſeiner Seite; auch Johannes von Müller ſah ich hier zuerſt und zwar voltigirend, als wäre er in eine unrechte Bank gerathen; er half ſich nun mit einem Sprung über einen Bankrücken und kam ſo in den Platz der franzöſiſchen Autoritäten; der etwas feierliche Fürſt-Erz-Schatzmeiſter (der frühere Conſul Fürſt Le Brun), der mit in derſelben ſaß, machte dazu ein ſehr ernſtes Geſicht. Müllers Aeußeres iſt nicht gefällig; ſeine Augen ſind wie von Glas, und ſeine Geſichtsfarbe iſt krank, dazu ſtach denn der braunrothe Sammet-Rock auffallend ab. Angenehmer für das Auge war das dunkelgrüne hellgrün geſtickte Kleid der nun allmählich ſich mehrenden Mitglieder des Inſtituts, unter welchen auch der Fürſt Primas,

in seinen Mantel gehüllt, Platz nahm. Als ein blindes Mitglied — ich kann seinen Namen mit Gewißheit nicht angeben — erschien, wurde lebhaft applaudirt, aber kaum hatte es sich dankbar verbeugt, so hörte man einen Ton des Unwillens und die Bemerkung, es sei Irrthum, man habe gemeint, es sei der Abbé Desliale. Sehr laut und allgemein wurde nun aber geklatscht, als der ehrwürdige Präsident Bernardin de St. Pierre erschien, dieser bekannte freundliche Philosoph und Schriftsteller mit ehrwürdigem Antlitz und silbernen Locken. Er mußte auf die Tribüne geleitet werden und schien älter als 70 Jahre. Ihm zur Seite saßen beide Secretaire. Es mochte $^1/_2$ 3 Uhr sein, als er eintrat, und als das Geräusch sich in etwas gelegt hatte, so begann er die Feierlichkeit mit einer kurzen Anrede. Seine schwache Brust, seine zitternde Stimme hinderten die Deutlichkeit. Ich verstand nur die Namen der binnen drei Wochen verstorbenen Mitglieder und ihrer drei Nachfolger und daß er erwähnte, wie noch nie so viele Stellen zugleich vergeben wären. Zuerst trat Monsieur Laujon auf; obgleich 82 Jahre alt, schien er nicht so altersschwach, als der ehrwürdige Präsident; er ist ein anacreontischer Dichter, wenig im Auslande bekannt, in Frankreich sehr beliebt, gerühmt, aber doch erst so spät in die Academie aufgenommen. Er las mit ziemlicher Munterkeit seine etwas unverständliche Rede, in welcher ich nur theilweise das Lob seines berühmten Vorgängers Portalis und die Wendung verstand, daß er für die Aufmerksamkeit dankte, sein wahrscheinlich nahes Grab durch den academischen Lorbeer schmücken zu wollen. Mehrere Stellen seiner Rede wurden beklatscht. Ihm folgte der bekannte tragische Dichter Mr. Reynouard auf seinem Rednerplatz, dessen Tempelherren auch Deutschland kennt. Der Abstich zwischen beiden Rednern fiel sehr auf, denn Reynouard's laute, tönende Stimme füllte alle Winkel des Versammlungssaals, und man verstand ihn vollkommen; er deklamirte, wie es auf der tragischen Bühne Frankreichs Sitte ist, mit allen Gewaltstreichen und Uebertreibungen, die man dort findet. Seine Beredtsamkeit war kräftig, aber ohne Anmuth und Zartheit, der Gegenstand seiner Rede: Einfluß und Nutzen des Trauerspiels bei verschiedenen Nationen, die Verpflichtung, den Stoff stets in der vaterländischen Geschichte zu wählen und dessen Wirkung in Griechenland, Rom und Frankreich. Er sprach mit vielem Detail, und die Schilderung des griechischen National-Trauerspiels war sehr darstellend; von Rom sagte er wenig; er nannte dessen tragische Muse eine knechtische und verunglückte Nachahmung der griechischen. Desto mehr ver-

weilte er im Vaterland. Vieles war neu und angenehm gesagt und führte zuletzt auf das höchste Lob des gerühmten Corneille; er ließ Racine und Voltaire Gerechtigkeit widerfahren, aber um mit einem auffallenden Zuge zu endigen, fragte er die Nationen nach ihren größten Dichtern; er antwortete dann an ihrer Statt — die Griechen werden Homer, die Lateiner Virgil, die Italiener Tasso und Arioſt, die Engländer Milton nennen, aber die Franzoſen antworten durch einen lauten Ruf Corneille; der Redner ſchrie das ſelbſt ſo gewaltig, als ſollte er die ganze Nation im Schreien vertreten und ward durch ein wüthendes Klatſchen belohnt. Er endigte mit dem Lobe ſeines Vorgängers Monſieur Lebrun. Unſren deutſchen Ohren iſt das Beifallsgeräuſch aber ſo unangenehm, als es dem Franzmann Bedürfniß iſt; fängt einer die Hände zu bewegen an, ſo ahmen die übrigen nach. Schreit der Redner eine Stelle vorzüglich, ſo bleibt dieſes Echo der Zufriedenheit nicht aus. Oft hörte ich die vor mir ſitzenden Engländer ſagen: Das, was er geſagt hat, muß ſehr ſchön geweſen ſein — und nun wurde geklatſcht, als hätten ſie es verſtanden. Man nennt dieß couvrir d'applaudissemens, und das wurde vorzüglich des letzten Redners Theil. Reynouard hatte lange geredet, und auf ihn folgte der freundliche, komiſche Schauſpieler und Schauſpieldichter und Direktor Picard. Er wollte beluſtigen, gefallen, unterhalten, und es gelang ihm ſehr gut; man verſtand ihn vollkommen; er ſprach leicht und freundlich und würzte ſeine Rede mit tauſendfachem Witz; das genügte den Pariſern, und ſie unterſuchten nicht, ob es der Würde der Verſammlung, der Aufnahme gemäß ſei. Sie lachten und klatſchten um die Wette. Mr. Picard ſagte ſelbſt, ſein Vorgänger habe die große Vorſtellung gegeben, er laſſe das kleine Stück folgen, man möge Nachſicht mit einem komiſchen Dichter haben, den ein Zauberwort zum Redner umſchaffte. Er lobte ſeinen Vorgänger im Inſtitut (das muß allemal der Nachfolger) Mr. Dureau de la Melle, ſeinen Vater, ſeinen Lehrer Gueroult, denen er gerne die Freude dieſes Tages gegönnt, ſeine Freunde Collin d'Harleville, Andrieux u. a. m. und meinte, man müſſe dieſe Erinnerungen von der Schule her ſchon dem Verfaſſer des Amis du Collége verzeihen. Er erinnerte dadurch an eines ſeiner niedlichſten Stücke, was ihm denn auch der laute Beifall lohnte. Er ließ einige Worte über das Luſtſpiel folgen, lobte Molière mit Begeiſterung, dankte dem Inſtitut für ſeine Aufnahme und pries den Kaiſer mit großer Feinheit, denn nachdem er einige Züge zart und rühmend angegeben, überließ er mit Beſcheidenheit das große Bild

zu vollenden dem Präsidenten der Academie mit den Worten: Nur einem großen Talente gebühre es, einen großen Mann zu loben. Bernardin de St. Pierre sagte nun etwas lauter, aber mit sichtlicher Anstrengung: sein Herz fordere ihn auf, um einige Thränen auf die Aschenkrüge seiner verstorbenen Brüder zu vergießen und die Stirne der an ihre Stelle tretenden mit einigen Blumen zu schmücken, aber seine schwache Brust versage es ihm; er verlasse sich also auf das Organ eines Freundes. Er reichte mit seinem Manuskript nach dem bekannten Francois de Neufchateau hin, der nun die sehr lange und hie und da langweilige Rede verlas, in welcher man nur in einigen gelungenen Stellen einen der größten Schriftsteller Frankreichs wiederfand. Der gute Bernardin hatte sich bemüht, Jedermann Schönes und Holdes zu sagen. Dem alten Laujon sagte er, Rosenkränze schützten und verjüngten mehr als Lorbeerkränze, und er habe die ersten nun schon bald ein Jahrhundert der Zuneigung der schöneren Hälfte des Menschengeschlechts verdankt; er rühmte ihm nach, daß er seinen Feinden nie geantwortet habe und immer mit den Grazien im Bunde gewesen sei. Von Portalis rühmte er, daß er sich um Gerichtsschranken, Staatsrath, Synagogen, Tempel und Kirchen verdient gemacht. Reynouard, Picard und ihre Vorgänger bekamen auch ihre Dosis Weihrauch; aber nun folgte eine lange Rede zum Lobe der Philosophie, deren viele und große Verdienste sehr breit hergerechnet wurden, und sie schloß mit einem Panegyricus Napoleons, wie fast in jeder Sitzung der Academie Ludwigs des XIV. und Richelieu's Lob erschallen mußte. Neufchateau las gut, aber es ging viel verloren; denn während die Weltweisheit gepriesen wurde, verlor sich ein Zuhörer nach dem andren, und selbst einige Mitglieder des Instituts entfernten sich. Ich verdankte einem vor mir sitzenden Unbekannten, daß ich die Namen der Redner und einiger vorzüglicher Literatoren erfuhr, und ich sah bisweilen nach Gall, der, wenn manches Unbedeutende so gewaltig beklatscht wurde, mit der Miene eines Satyrs seinen Gefährten lächelnd ansah."

* * *

Pauline konnte mit Befriedigung auf das Ergebnis ihrer Reise zurückblicken, denn ihr wie auch den Bemühungen des Primas von Deutschland, Dalberg, war es gelungen, den für einige Fürstentümer Deutschlands gefährlichen Paragraphen aus der am 15. November

1807 veröffentlichten Konstitution für das Königreich Westfalen herauszubringen. Ihre militärischen Pflichten gegen den Rheinbund hat sie vorsichtig und klug, wenn auch mit innerer Ergriffenheit, erfüllt. Sie klagte, wie es aus ihren Briefen an Friedrich Christian hervorgeht, wenn neue Opfer in die Kriege Napoleons hinausgeschickt wurden. Bei der ernsten und gewissenhaften Auffassung, die sie von ihrem Regentenberuf besaß, hat sie jede neue Truppe, ehe sie ausrückte, persönlich inspiziert und entlassen.

Mit ihrem mächtigeren Nachbarn, dem König von Westfalen, hat sie sich klug zu setzen gewußt. Sie hielt einen freundlichen Verkehr aufrecht, der ihr dadurch erleichtert wurde, daß die Gemahlin Jérômes, Katharina von Württemberg, eine deutsche Prinzessin war, der französische Gesandte in Cassel aber, Baron Reinhard, ebenfalls ein geborner Deutscher, ein hochgebildeter Mann war, der seinen schwierigen Posten, als naturalisierter Franzose für den korsischen Emporkömmling den königlichen Bruder zu überwachen, zu lenken, zu leiten und zu warnen, in ausgezeichnet taktvoller Weise bekleidete. Es ist kein Wunder, daß er, der einstige schwäbische Pfarrerssohn, der Schwärmer für die französische Revolution, jetzt ein vertrauter Freund Goethes, der klugen deutschen Fürstin nahe trat und mit ihr persönlich und schriftlich verkehrte. Mehrmals hatte er auch Gelegenheit, dieser Frau politische Dienste zu erweisen.

Die Festigkeit und Ruhe, mit der sie auftrat, die besondere Neigung, die Josephine zu ihr hatte, ermöglichten ihr, manches zu unterlassen, was in andern Rheinbundstaaten zu Ehren Napoleons getan wurde. Man muß lesen, wie in Sachsen bei Illuminationen und festlichen Einzügen des Kaisers diesem geschmeichelt wurde. Hatte man doch in Leipziger Universitätskreisen 1807 den abgeschmackten Beschluß gefaßt, einen Stern nach Napoleon umzunennen. Im Fürstentum Lippe ist auf Veranlassung der Regentin nie Napoleons Name in den Kirchen genannt worden. Der 15. August war kein Festtag; die französischen, über Österreich oder Preußen erfochtenen Siege wurden nicht gefeiert; der Code Napoleon blieb uneingeführt; kein sich darauf gründendes Institut wurde nachgeahmt.

Bei den Leistungen, die man von ihr verlangte, wußte sie klug und fest anmaßende Forderungen zurückzuweisen, und zwang auch dabei dem Gegner Achtung ab. Beim Durchmarsch zahlreicher Truppen war es ihr Grundsatz, die Spitzen in ausgezeichneter Weise aufzunehmen, vorzüglich zu verpflegen und sie dadurch für Aufrechterhaltung einer ge-

wissen Ordnung und gute Behandlung ihrer Untertanen zu verpflichten.

Sie wird in den Jahren 1808—1812 nicht immer mit voller Ruhe die Sicherheit ihres Landes empfunden haben. Hatte doch Napoleon besonders 1810 und 1811 manche willkürliche Einverleibung vorgenommen. 1812 hatte auch sie das Gefühl, daß die Entscheidung nahe, 1813 ist sie den einzelnen Phasen des Kampfes in Deutschland aufmerksam gefolgt und hat zur rechten Zeit ihre klugen Maßregeln getroffen.

Sie, die in jüngeren Jahren dem alten Dichter in Halberstadt und dem jugendlichen Vetter Friedrich Christian gegenüber ihre deutsche Gesinnung oft betont hatte, konnte sich, nur äußerem Zwange, politischer Klugheit folgend, der Herrschaft Napoleons anschließen; in Wirklichkeit harrte sie still im Innern besserer Tage für ihr weiteres Vaterland. Deshalb hat sie 1813, als die Entscheidung gegen Napoleon fiel, als das wunderbare politische Gebild, das Königreich Westfalen, wie ein Kartenhaus zusammenfiel, die Partei schnell und sicher gewechselt.

Bereits am 29. November 1813 wurde sie auf ihren Antrag zu Frankfurt am Main in die Allianz der Verbündeten aufgenommen. Am 7. Dezember machte sie diesen ihren Beitritt ihren Untertanen bekannt; den 28. Dezember folgte das Reglement zur Errichtung einer Landwehr und am 6. Januar 1814 ein Aufruf zu freiwilligen Beiträgen zu deren Bekleidung. „Nichts darf unterlassen, alles muß angewendet werden," sagt ihr Aufruf, „damit Deutschlands wiedergeborene Freiheit unerschütterlich fest begründet und ein ehrenvoller dauernder Friede erkämpfet werde. Was zum großen Zwecke führet, ist nur augenblicklich ein beschwerliches Opfer, es gewährt künftig ruhige Freude und süße bleibende Erinnerung für das ganze Leben. Wer sollte nicht gerne einigen Bedürfnissen und Bequemlichkeiten entsagen, um dem Vaterlande zu nützen, und dieses Vaterland hat jetzt eine so schöne große begeisternde Ausdehnung gewonnen, von allen Seiten hört und sieht man Anstrengungen, Hingebungen des bewundernswürdigsten Enthusiasmus. Da wird der Lipper nicht zurückbleiben, wo alle seine Nachbaren so viel vermögen, er wird nach seinem treuen, festen und ruhigen Sinn alles, was erwartet wird, still und wohlthätig leisten, ohne zu begehren, daß es hoch gepriesen werde! — Schon stehen unsere wehrhaften Männer und Jünglinge bereit, Blut und Leben zu opfern; wer nicht in ihre Reihen trat, wer des heimathischen Heerdes wartet, der kann durch freiwillige Gaben seine Empfindungen, seinen Eifer

dennoch bethätigen." — Sie selbst ging mit Spendung von 2000 Reichstalern aus ihrem Privatvermögen voran.

Schon am 31. Januar 1814 rief sie in kräftigen Worten zur Bildung eines Landsturms. „Es ist ein Volkskrieg jetzt für alle Deutsche gegen die Unterdrücker der Freiheit. Alle streitbare Männer müssen Theil nehmen an diesem allgemeinen Kampf. Aus dem Alter von zwanzig bis vierzig Jahren haben sich die Reihen der Linientruppen und der Landwehr erhoben; was streitbar aus diesen Jahren zurückblieb und was bis zum sechzigsten Jahr streitbar ist, muß sich jetzt zum Landsturm bilden. Sein Zweck ist groß. In der Heimath Ruhe zu sichern, eindringenden Feinden auf alle mögliche Weise Abbruch zu thun und regulirte Truppen gegen ihn zu unterstützen, ist des Landsturms große dreifache Bestimmung. Mit Freudigkeit wird das Volk der Lipper dem hohen Zweck entgegeneilen."

Die schnell gerüsteten und rechtzeitig eintreffenden lippischen Soldaten haben sich, wie Fürst Blücher der Regentin ausdrücklich geschrieben, tapfer, ausdauernd und voll des besten Willens benommen. Im November 1815 kehrten die Überlebenden zurück, und die auch für das kleine Land, das der Regentin unterstellt war, stürmischen Zeiten äußerer Gefahren waren vorüber.

Aus den beiden Jahren 1813 und 1814 haben wir keine Briefe an den Vetter. Die tägliche Unruhe im Berufe, die allgemeine Unruhe im Lande haben es ihr vielleicht unmöglich gemacht. Am 14. Juni 1814 aber hat sie den Schmerz erlebt, daß ihr der treue Freund und Verwandte aus jungen Tagen durch frühen Tod geraubt wurde. Ein besonderer Trost, ja ein Gegenstand des Stolzes hatte es in den Jahren von 1809 an für sie sein können, daß er, der einst ihr Berater gewesen war, nun ihr seine politischen Bedrängnisse mitteilte. Sein edler trefflicher Bruder war zum Nachfolger des letzten Wasakönigs Karl XIII. nach Schweden gewählt worden. Er war dem Rufe gefolgt, aber schon am 28. Mai 1810 in unerklärlich und verdächtig schneller Weise gestorben. Ihn zu ersetzen, schien Friedrich Christian geeignet, auch geneigt zu sein. Man dachte an ihn, aber ein Höherer trat ihm in den Weg: sein Schwager, der König Friedrich VI. von Dänemark, der den Traum der skandinavischen Union träumen mochte. Friedrich Christian trat zurück und mußte längere Zeit in unwürdigstem Verdachte geheimer Umtriebe leben. Das Verhältnis zum König war nicht wiederherzustellen, ja, er fürchtete für sich und seine Nachkommenschaft bedenkliche Übervorteilungen und Rechtsverletzungen.

In dieser seiner Erregung hat er sie zu seiner Vertrauten gemacht, ja, er hat ihr wichtige Pakete aus seinen Korrespondenzen und gewisse Rechtsverwahrungen zugesendet und ihr zum Aufbewahren gegeben, eine Handlung, die sie mit gerechtem Stolze erfüllen mußte. Merkwürdig und bezeichnend ist, daß die von ihnen in der napoleonischen Zeit gewechselten Briefe französisch gehalten sind. Die ihrigen tragen auf der gefalteten Außenseite den deutlichen Abdruck eines eisernen Absenderstempels, und zwar die Worte: La princesse régente de la Lippe.

Dem schmerzlichen Verluste, den ihr Friedrich Christians früher Tod bereitete, folgte ein Jahr später der seiner Schwester, ihrer vertrauten Freundin, der Prinzessin Louise; sie starb, den geliebten Bruder nur 13 Monate überlebend, am 17. Juli 1815. Damit waren für sie, die Überlebende, und das mußte dreifach schmerzlich für sie sein, die engen Bande zerrissen, die sie an das Heimatland ihrer Mutter, an Schleswig-Holstein knüpften. Sie ging nun mehr noch als bisher in den Interessen ihres Ländchens auf, dem sie vorstand.

Fragen wir uns nun: Wie hat sie aber dieses kerndeutsche Land während ihrer bis dahin schon 13 Jahre dauernden Regentschaft im Innern regiert?

Ganz entsprechend den hohen Ideen, die sie in ihren Briefen an Friedrich Christian über Menschenwohl und Menschenglück äußert. Hat ihre Haltung in den Napoleonischen Zeiten ihr von manchen Seiten Tadel zugezogen, weil sie dem Machthaber nur allzuschnell bereit und dienstwillig gewesen ist, so gilt ihre innere Verwaltung allen, die davon Kenntnis erhalten haben und an der Hand einiger Schriften noch heute darüber hören können, als geradezu musterhaft. Und das Hauptverdienst fällt ihr und den von ihr sorgsam gewählten und in der vornehmsten und liebenswürdigsten Weise behandelten Räten zu, nicht der ständischen Vertretung. Zwar hat sie diese Stände — Ritterschaft und Städte — im Anfang noch berufen, aber in der Rheinbundszeit bediente sie sich der den Fürsten dieses Bundes zugesprochenen Souveränetät. Sie löste die Stände zwar nicht auf, wie dies andere Mitglieder des Bundes getan haben, wohl aber berief sie solche nicht mehr, sondern regierte, indem sie im übrigen den gesetzlichen Zustand des Landes streng und fest aufrechterhielt, durchaus souverän. Sie erinnert hier an die besten Zeiten der besten absoluten Fürsten des 18. Jahrhunderts. Wie lauter, ernst und fest ihre fürstlichen Gedanken beim Beginn ihrer souveränen Herrschaft waren, er-

hellt aus der am 25. Mai 1807 erlassenen Proklamation: „Wir treten in alle Rechte und Verpflichtungen des am 12 Julius 1806 abgeschlossenen Fürstenbundes. Letztere werden Wir nach Möglichkeit zu erfüllen suchen, und bei Ausübung der ersteren das wirkliche Beste und dauernde Wohl der Unserer Fürsorge anvertrauten Unterthanen immer vor Augen haben, und, so viel an Uns ist, befördern und zu erhöhen Uns bestreben, da die dadurch zugestandnen Souverainetäts-Rechte dem rechtlichen Gemüthe eine sehr vermehrte Verpflichtung zur treuen Ausübung der Gerechtigkeit, Billigkeit und Milde sind und seyn müssen. Doch Wir dürfen ja wol hoffen, daß Unser Wunsch, das Gute zu befördern, Unsere landesmütterliche Fürsorge und Liebe den getreuen Unterthanen dieses Landes in den nun verflossenen fünf Jahren Unserer vormundschaftlichen Regierung nicht fremd geblieben ist. Und so leisten wir denn vorzüglich Unserem eigenen Herzen Genüge, indem Wir hiermit sämmtliche Staatsdiener unbedingt anweisen und es ihnen zur ernstlichen Pflicht machen, bei ihren Anträgen und Beschlüssen nicht etwa Unser und Unserer Nachkommen einseitiges Interesse zu bezwecken, sondern das bei einem gewissenhaften Regenten ohnehin damit verbundene allgemeine Beste des Landes unausgesetzt zu berücksichtigen und in scheinbaren Collisions-Fällen das eine wie das andere in gehöriges Licht zu setzen."

Wie wohlwollend sie sich gegen ihre Beamten erwies, zeigen die Bestimmungen über die Aufhebung der Kündbarkeit ihrer Stellungen und die Zusicherung von Pensionen im Falle ihrer Dienstunfähigkeit. In der Arbeitsamkeit ging sie allen im Lande voran; sie präsidierte allen Sitzungen ihrer Regierungsbehörde, prüfte alles Wichtigere selbst und entschied in sehr kurzen, aber sehr schlagenden Randbemerkungen. Um die Wünsche und Beschwerden einzelner ihrer 70000 Untertanen womöglich persönlich zu prüfen, setzte sie Mittwoch und Sonnabend je eine Mittagsstunde zu Audienzen an, zu denen sich jeder melden konnte. Zu ihren Räten stand sie im ausgezeichnetsten Vertrauensverhältnisse. Abweichende Meinungen hörte sie mit großer Aufmerksamkeit an. Überzeugte sie sich von der Richtigkeit der ihr entgegenstehenden Ansichten, so gab sie die ihrigen gern auf. Einen ihrer trefflichsten Beamten, den Kanzler König, den sie seiner Erfahrung, seiner Redlichkeit, seiner Einsicht und seiner ruhigen Klarheit wegen besonders hochschätzte, nannte sie, wenn er ihr manchmal mit seiner überlegten Besonnenheit entgegentrat, oftmals in ihrer wohlwollenden Art ihren Dämpfer. War er krank, dann kam sie wohl in sein Haus und ließ ihn vorher durch einen

Boten noch schnell bitten, sie ja im bequemen Hausrock zu empfangen. Frau Kanzler König war auch noch nach ihres Gatten, von der Fürstin sehr betrauertem Tode ihre Freundin.

Wer ihr auch immer als Beamter lieb und wert wurde, wenn er vor ihr dahinging, er erhielt in der Zeitung von ihr selbst einen längeren Nachruf, der frei von Loberei und schwülstigen Worten, in ruhiger, ernster und doch herzlicher, warmer Sprache der Dankbarkeit seine Verdienste um das Land Lippe und seine treuen Dienste gegen die Fürstin-Regentin hervorhob.

Wie hoch sie ihren Rat Wippermann schätzte, der sie 1807 nach Paris geleitet hatte, drückt sie kurz nach dessen Tode in einem Privatbriefe vom 5. März 1811 und im Nachrufe aus. Im Briefe äußert sie sich so: „Nur angestrengte Thätigkeit, nur Ueberzeugung, man nütze und wirke, heilt die Leiden der Seele; das habe ich oft und mannigfach erfahren: Das fühle ich noch jetzt. Ich verlor mit dem Beginnen des Jahres einen vorzüglichen, ausgezeichneten, unersetzlichen Diener, den dritten, den letzten ganz nahen Freund, seit ich regiere. Meine Gesundheit hat sehr gelitten; ich war betrübt bis in den Tod: aber ich selbst habe vorerst den größten Theil seiner Arbeit übernommen. Wenn ich am Abende alle die Aktenstöße sehe, die ich vollendet, wenn ich mir sagen kann: Der nicht frohe Tag war doch nützlich, so wird mir Ruhe; ich sehe mit zwiefacher Ergebung empor.

P."

Und der Nachruf lautet:

„Hoher Edelmuth, demüthige Bescheidenheit, strenge Rechtschaffenheit, seltene Humanität, feurige Gerechtigkeitsliebe, unerschütterlicher Wahrheitssinn, gänzliche Anspruchslosigkeit, zur Fertigkeit gewordenes Vergessen seiner selbst, neben steter Bemühung, Andere zu heben, geltend zu machen, zu entschuldigen — stoische Strenge gegen sich, möglichste Entäußerung gewohnter Bedürfnisse und Nachsicht, milde Freundlichkeit gegen alle Menschen, Gefühl für jedes Große und Gute, aber keine Worte es auszusprechen, freigebige Wohlthätigkeit, treues Festhalten an der Liebe geachteter Wesen, unerschütterlicher Muth, große innere Kraft, heiterer Frohsinn, entspringend aus dem eignen Herzen, unwandelbare Pflichterfüllung, zarte Reinheit des Sinnes, Unsträflichkeit des Wandels — — dabei wahre Klugheit, Genialität, Scharfsinn, schnelles Auffassen, Vielseitigkeit, richtiger Takt, stete Verschwiegenheit, ungewöhnliche Arbeitsschnelle, Fülle des Wissens und sehr verschiedenartige Kenntnisse — — dieser nicht gewohnte Verein

von Eigenschaften und Gaben, in unscheinbarer Hülle und großer Einfachheit wurden gefunden in

Johann Friedrich Wippermann

Fürstl. Lippischen Regierungsrathe, geboren den 2ten November 1762, dem Vaterlande leider entrissen am 18ten Januar 1811.

Ich verlor an ihm meinen letzten nahen Freund!

Pauline."

Ebenso hat sie ihren Superintendenten v. Cölln geehrt, dessen Predigten und soziale Aufsätze sie sogar nach dem Tode des treuen Dieners gesammelt herausgab. Dafür hat ihr mancher ihrer Räte ein Denkmal gesetzt durch kurze Aufzeichnungen oder, wie es ihr letzter Superintendent Weerth getan hat, durch eine ausführliche Charakteristik, die in vollem Umfange und in Auszügen späterhin noch einige Male gedruckt worden ist. Dieser vorzügliche Helfer der Fürstin, dem man 1901 in Detmold ein Denkmal gesetzt hat, stand ihr vor allem in der Pflege des Schulwesens zur Seite. Denn dieses lag ihr ganz besonders am Herzen, und viel hat sie darin geschaffen, angebahnt und erreicht.

Sie gründete neue Landschulen, sorgte für bessere Bezahlung der Lehrer, für Gnadengehalte, für Bücher und andere Lehrmittel, für Hausmiete, Holzgeld, für den Bau neuer und die Reparatur alter Schulhäuser, für Reisen von Schullehrern zu deren eigener weiterer Ausbildung und für außerordentliche Unterstützungen. Ein jährlicher Beitrag von 200 Talern aus ihrer Privatkasse in die Schulgeldkasse kam der Bezahlung des Schulgeldes für arme Kinder zu gute.

Ebenso stellte sie auch die Detmolder Gymnasiallehrer viel besser als bisher. 1809 gründete sie in ihrer Residenz eine höhere Bürgerschule, auf der junge Leute unterrichtet werden sollten, die auf eine höhere Bildung Anspruch machten, ohne gerade eine Universität besuchen zu wollen, also eine Art Realschule.

Die bessere Bildung der Töchter gebildeten Standes suchte sie durch Heranziehung von Lehrerinnen an diese Bürgerschule zu fördern; daß diese ihre Unternehmung sich nicht erweiterte und hob, hat sie lebhaft beklagt. Moralisierende Schriften über die Entwickelung des Weibes hat sie gelegentlich veröffentlicht, so „die Theestunde einer deutschen Fürstin" in H. v. Chezys „Iduna".

Erstaunlich ist, wie sie für diese und so manche andere Unternehmungen in den drangsalvollen Zeiten des damaligen Deutschlands

noch immer die Mittel aufgetrieben hat. Es traten sehr viele Anforderungen an den kleinen Staat heran: Truppen und Truppenmaterial mußten geliefert werden; lippische Soldaten fochten in Tirol und in Spanien; auch zur großen Armee 1812 mußte sie ihr Kontingent stellen. Ihr Land ist nicht übermäßig von ihr belastet worden; sie hat sich durch geschickte Verhandlungen einen Teil der Kriegskosten später von Frankreich ersetzen lassen. Auch als nach 1815 schwere Notstandsjahre, wie über Deutschland insgemein, so auch über Lippe landwirtschaftlich hereinbrachen, begegnete sie dem Elend durch Masseneinkäufe an Reis, Hafergrütze, Roggen und Kartoffeln, wovon sie oft noch unter Einkaufspreis an die Bedrängten verkaufen ließ, wenn sie nicht in einzelnen Fällen geradezu Verteilung anordnete. Dies ihr Beispiel feuerte die Landwirte in vielen Gegenden ihres Fürstentumes dazu an, regelmäßige Armenspeisungen vorzunehmen.

In guten Tagen hatte sie an der Aufforstung im Lande eifrig arbeiten lassen, damit bei dem starken Holzverbrauch die Gegenwart nicht allein genieße, die Zukunft einst aber darben müsse. In einem Forstjahr hat sie eine Million neuer Nadelbäumchen anpflanzen lassen.

Vor, in und nach den Napoleonischen Zeiten ließ sie auf Kosten fürstlicher Rentkammer oder der Landkasse oder auf Kosten beider gemeinsam die wichtigsten, das kleine Land von Norden nach Süden, von Westen nach Osten kreuzenden Handelsstraßen unter Beseitigung vieler gefährlicher Stellen durch regelmäßige, festgefügte Straßendämme verbessern, wovon die nun mit Vorliebe besuchten und bedienten, an den Straßen liegenden Dörfer und Städte ganz auffällige Vorteile zogen.

Es ist hier nicht möglich, auf ihre geschickte Finanzpolitik einzugehen, die ihr solche Leistungen ermöglichte. Es sei vielmehr an eine neue Seite ihrer Tätigkeit erinnert: die Änderungen auf rechtlichem Gebiete. So hat sie im Jahre 1808 ein Gesetz über Aufhebung des Guts- und Leibeigentums erlassen, nach dem, wie gleichzeitig in Preußen, der untertänige Bauer, unter pekuniärer Sicherung des Gutsherrn für eine gewisse Frist, zu natürlicher Freiheit geführt wurde. Eine ebenso erfreuliche Erleichterung erfuhr derselbe Bauernstand durch ihr Militärkonskriptionsgesetz vom 2. Juli 1811. Während die Stellung von Soldaten bis dahin hauptsächlich auf ihm gelastet hatte, wurde jetzt verfügt, daß jeder Lipper vom 20. bis zum 24. Lebensjahre zum Waffendienst verpflichtet sei.

Auch im eigentlichen Rechtswesen, im Gerichtsgange, hat sie

manche Änderung betrieben. Ganz im modernen Sinne arbeitete sie an der Vereinfachung des Prozeßganges, Beschleunigung des Instanzenzuges, damit jeder sein Recht billig und schnell finde. Das durch den Zusammenbruch des alten Reiches fehlende höchste Gericht wußte sie vor und nach Bildung des Deutschen Bundes durch sehr geeignete Maßregeln und im Einvernehmen mit den kleinen Nachbarstaaten zu ersetzen. Wie überall, so war sie auch hier rasch und doch fest und sicher, wenn neue praktische Formen für Regierungseinrichtungen zu suchen und festzustellen waren.

Die Überwachung des Rechtsganges im Strafverfahren lag ihr am Herzen; das Aktenlesen war ihr geradezu zum Bedürfnis geworden, um, wenn irgendwie, auf Irrende mildernd einzuwirken. Sie schreibt einem Freunde 1811: „Ich lese mit hohem Genuß Werke vorzüglicher Schriftsteller: aber ich erlaube es mir nur, wenn mein Tagewerk vollendet ist, und liegt hier Matthisons neueste Liedersammlung, Goethes eben erschienenes Werk — dort ein Berg Kriminalakten, so greift meine Hand mechanisch nach den letzten. Habe ich dann meinem Amte gelebt, bin ich treu im Berufe gewesen und mich trifft noch ein Leiden mehr, so falte ich meine Hände und halte still."

Wie ernst und mild zugleich sie ihre Aufgabe, oberste Richterin zu sein, durchführte, mögen folgende Randbemerkungen in Akten beweisen:

Okt. 1803. 1. In causa K., einer 14jährigen Brandstifterin.

„Ich genehmige dieses Urtheil und wünsche, daß Arrestantin möglichst im Zuchthause isolirt sein könnte, um zum Nachdenken geleitet zu werden, um nicht von der übeln Gesellschaft noch mehr zu verderben. Prediger Krüger müßte eigens beauftragt werden, die Brandstifterin gehörig und mit möglichster Sorgfalt zu unterrichten, damit ihre Besserung mit ihrer Bestrafung sich verbinde.

P."

Sept. 1806. 3. In causa F. aus B.

„Die Billigkeit und Humanität gebietet den Aufschub der Strafe des F., bis er geheilt ist: aber wie soll er fieberkrank in dem Grade bis B. kommen, wo wird er da der ärztlichen Hülfe so nah und mit demjenigen unterstützt sein, was er zur Genesung bedarf? Die Familie ist bettelarm, und so wäre die Entlassung aus dem Zuchthause zwar Ersparniß für dieses, aber um so härtere Strafe. Ich sehe nur den Ausweg, den Unglücklichen, der, wenn auch Verbrecher, doch Mensch ist, aus dem Zuchthause nach der Krankenstube transportieren und

da verpflegen zu lassen. Der Arzt kann dann alle 8 Tage dem Criminalgericht über den Gesundheitszustand berichten und dann läßt sich das Weitere bestimmen. Ich schließe 10 Bouillon-Tafeln bei, wovon jede eine gute gesunde Suppe für einen solchen Kranken ist, sie brauchen nur aufgelöst, etwas gesalzen und nach Umständen einige Schnitten Brod hineingethan werden.

P."

März 1810. 6. In causa B.

„Aus dem Grunde, daß vielleicht auf diese Weise der B. noch zum bessern Menschen werden kann, genehmige ich seine Entlassung, bin aber eben deshalb auch keineswegs für öffentliche Züchtigung, so zweckmäßig ich sie außerdem finden würde. Da indessen die Kleidung nicht wohl aus dem Verpflegungsfond erfolgen kann, der Rademacher W. aber bei Nichterfüllung seiner Bedingung zurücktreten möchte, so wird das Beigesiegelte die Schwierigkeit heben.

P."

August 1811. 7. In causa K.

„Der K. ist zum Zuchthause zu verurteilen, und kann ich weder in den Geist der Anfrage eingehen noch denselben billigen; der gewesene Züchtling bleibt vom Militairdienste ausgeschlossen, nicht weil er im Zuchthause war, sondern weil er dasselbe verdiente, und kein Dieb ist werth, dem Stande der Ehre einverleibt zu werden. Auch sagt ja das Edict vom 2. Juli ausdrücklich, daß Keiner Stellvertreter sein kann, der nicht Zeugnisse des Wohlverhaltens beibringt.

P."

Juni 1813. 10. In causa A. und M.

„Das Gesuch hat nicht Statt, da schon alle mögliche Milderung eingetreten ist, und Vornehme nicht entschlüpfen dürfen, wo Geringe bestraft werden; auch ist es zur Vollziehung der Strafe endlich Zeit. — Jedes Verbrechen hat unangenehme Folgen.

P."

August 1816. 14. Bei einer Anfrage der Behörde, ob bei einem Selbstmörder das Eselsbegräbniß stattfinden solle?

„Gott bewahre vor solchen veralteten Mißbräuchen, die nur die ohnehin so sehr gebeugten Hinterlassenen bestrafen.

P."

Februar 1820. 16. In causa W.

„Daß der W. sich bald von hier entferne, ist wünschenswerth,

der milde Fond mir aber unbekannt, den man anstrengen könnte, um ihn zu unterstützen; ich sehe also nur den Ausweg, ein viaticum für ihn beizusiegeln.

P."

Diese kurzen, knappen und schlagenden Bemerkungen zeigen, daß sie starken Sinn für die soziale Seite der Rechtspflege besaß; es ist erklärlich, daß dieser soziale Zug ihres Wesens bei einer großen Anzahl von Regierungshandlungen, -maßnahmen und -einrichtungen lebhaft hervorgetreten ist. Manchmal übertrieb sie die Sorge für die Ihrigen ganz im Sinne des aufgeklärten Despotismus des 18. Jahrhunderts, während dessen sie aufgewachsen war. So untersagte sie durch eine Verordnung vom Jahre 1811 die Ausübung der lebensgefährlichen Künste der Seiltänzer, Equilibristen und englischen Bereiter, welche die unerfahrene Jugend so sehr zur verderblichen Nachahmung reizten. Die Verfügungen zur Rettung Verunglückter und Scheintoter erneuerte und erweiterte sie 1804 durch eine Zusatzverordnung. Die Schutzblatter-Impfung sollte befördert, die Verbreitung der natürlichen Blattern sollte durch schärfere Artikel vom Jahre 1809 verhindert werden; die Hebung der Volkssittlichkeit durch seltenere Gelegenheit zum Trinken, Schwelgen und Spielen in den Wirtshäusern angebahnt werden. Daher strengere Verordnungen über die Sonntagsheiligung und den Gasthausverkehr an Feiertagen. Die fluchwürdige Wirkung des Branntweins beleuchtete sie in einem Aufsatze: ‚Ueber ein schädliches verstörendes Gift, das allgemein zu verfertigen erlaubt und sogar obrigkeitlich befördert wird'; dieser Aufsatz erschien 1804 in den ‚Zeitungen zur Beförderung der Volksbildung', die der von ihr so hochgeschätzte Detmolder Generalsuperintendent v. Cölln herausgab.

Alle einzelnen Anregungen und Handlungen, die von ihr zur Hebung der „Not des Volkes" ausgegangen sind, treten aber zurück hinter der wahrhaft großartigen, einheitlichen und dabei vielverzweigten Organisation, die sie dem Armen-, Kranken- und Arbeitslosenwesen in ihrem Ländchen und vor allem in ihrer Residenzstadt gegeben hat. Wohl hatte man in manchen deutschen Städten gegen 1800 auf diesem Gebiete ganz Vorzügliches geleistet; so hatten Professor Büsch und der Großkaufmann Caspar von Voght in Hamburg vorbildliche Einrichtungen für das Armenwesen geschaffen, so hatte der Amerikaner Thompson, bekannt unter dem Titel eines Grafen von Rumford, mit mili-

tärischer Strenge, Schärfe, aber auch Sicherwirkung das ganz verrottete Bettler- und Landstreicherwesen in München durch eine Fülle von polizeilichen, wirtschaftlichen und zwar vorwiegend sozialen Anordnungen zu bekämpfen verstanden. Aber eine so ausgezeichnet ineinander greifende Organisation auf Grund klug ausgedachter und ebenso ausgeführter Maßregeln, die vor allem die Gründe entstehender Armut beseitigen sollte, noch dazu von einer fürstlichen Frau ausgehend, wird man so leicht nicht finden.

Es ist höchst dankenswert, daß Pastor K. Meyer zu Detmold diese Seite der Fürstin-Regentin in seiner Schrift: Die Fürstin Pauline zur Lippe und ihre Liebesthätigkeit, Detmold 1901, nicht nur nach den bisher darüber erschienenen Druckwerken, sondern nach den Akten beleuchtet hat.

Nur das Wichtigste sei hervorgehoben. Die Hauptgrundgedanken, die sie hegte, sind wohl die: Die Armenpflege sollte der Zufälligkeit entrückt werden, sowohl was die verfügbaren Mittel, als die Gesinnung der Spendenden und die Gelegenheit des Spendens anbetraf. Nicht aus rührseligem Mitleid, ohne genaue Untersuchung der Bedürftigen, an irgendwie zufällig bestimmten Tagen je nach den vorhandenen Mitteln sollte gegeben werden, sondern nach klarer Überlegung, sorglicher Untersuchung der Verhältnisse, unter Einhaltung eines bestimmten Planes, je nach der Stärke und der Art der Not. Da die Arbeit des Einzelnen und deren Ertrag das beste Mittel ist, um Eintritt von Armut zu bekämpfen oder schon eingetretene Armut zu überwinden, ist für zwei Arten von Menschen mit voller Energie zu sorgen: Arbeitswillige sind mit Arbeit zu versorgen; Arbeitsunlustige sind zur Arbeit zu zwingen, zu erziehen. Jenen muß Material und Handwerkszeug gestellt werden; für ihr Arbeitsprodukt ist ihnen Entgelt zu bieten in Form von Unterkunft, Nahrung und Kleidung oder Geldaufsparung; es ist also ein Versuch, durch ein freiwilliges Arbeitshaus dem Fluche der Arbeitslosigkeit möglichst zu steuern. Durch die größte Milde und Weitherzigkeit, durch Fernhalten jeder peinlichen und lästigen Überwachung wußte sie allen Bedürftigen und Arbeitswilligen zugleich den Aufenthalt in diesem Arbeitshause am Tage lieb und wert zu machen. Um den sich ihr anvertrauenden Familien Lebensmut und Lebensfreude zu erwecken, ließ sie ihnen Sonnabends geistlichen Zuspruch zuteil werden und überließ ihnen eine größere Fläche herrschaftlichen Landes in der Nähe der Stadt zur Parzellierung in Gärten mit der bloßen Verpflichtung, das kleine Gebiet durch eigene Arbeit in gutem

Stand zu halten und jährlich ein gewisses Quantum Kartoffeln an die Speiseanstalt des freiwilligen Arbeitshauses abzuliefern.

Zur Erhaltung der Unternehmung dienten die von ihr, aus einigen Kassen des Landes, aus Sammelbüchsen und aus dem Wetteifer des Publikums hinzufließenden Gelder. Ein von ihr beeinflußtes Volksblatt, in dem sie selbst wohl über die Ergebnisse berichtete, wurde in den Häusern herumgetragen, um zu Spenden anzuregen. Wurde doch über alles unter ihrer unmittelbarsten Oberaufsicht genau Buch und Rechnung geführt.

Für Arbeitswillige, aber -unfähige, also Kranke und Schwache, trat Hauspflege ein, der sich in einzelnen Stadtvierteln bestimmte freiwillige Pfleger und Pflegerinnen unterzogen. Dauernd Kranke kamen wohl in das von ihr eingerichtete Krankenhaus; die Oberaufsicht der Pflege wurde in die Hand ‚einer Witwe gelegt, die mehrere Jahre ihren Gatten treu gepflegt hatte'.

Ganz ausgezeichnet war ferner der Gedanke, die heranwachsende Jugend künftiger Armut dadurch sicher zu entreißen, daß sie eine Erwerb- oder Freischule gründete und mit den übrigen Einrichtungen verband. In dieser Schule wurde unter Oberaufsicht des Seminarinspektor Krücke täglich einiger Unterricht durch Seminaristen erteilt, dann aber männliche und namentlich weibliche Jugend zu produktiver Arbeit angehalten. Auch hierbei war, oft unter großer Schwierigkeit, die Handhabung so, daß Material und Handwerkszeug gestellt, das Arbeitsprodukt vertrieben wurde. Außer der segensreichen Zucht zur Arbeit entsprang materieller Vorteil für die Arbeitenden: der Preis für die Arbeit wurde teils ausgezahlt, teils für den Augenblick des Übertritts in den freien Erwerb aufgespart; genau so wie im freiwilligen Arbeitshause für Erwachsene diesen ein Teil des Arbeitsertrages als Mietzins gespart wurde. Wir sehen also Kinder- und Mietzinssparkasse, in unseren Tagen im einzelnen so vielfach vorkommend und so spezialisiert entwickelt, damals schon gehandhabt.

Am originellsten aber erscheint uns Pauline darin, daß sie 1802 die erste Kleinkinderbewahranstalt in Deutschland einrichtete. Wie sie arbeitslustige Menschen — Kinder und Erwachsene — in ihre Obhut nahm, so wollte sie durch die Sorgfalt für die noch zu behütenden kleinsten Kinder der Mutter in ihrem Triebe nach Erwerb Bewegungsfreiheit und Erleichterung bieten. Interessant ist, daß sie zu dem Plane, mit Hilfe Detmolder Frauen eine solche Einrichtung ins Leben zu rufen, durch dieselbe Frau angeregt worden ist, zu der sie,

wie uns ihr Tagebuch gezeigt hat, in nähere Beziehungen getreten ist: ‚durch Madame Buonaparte‘.

Die Art, wie sie ihren Vorschlag eingeführt und durchgeführt hat, ist so merkwürdig, daß die Leser der Briefe Paulinens an den Prinz Friedrich Christian, dem sie von manchen schriftstellerischen Versuchen berichtet, diesen einen ihrer Aufsätze nicht ungern lesen werden:

„Vorschlag, eine Pariser Mode nach Detmold zu verpflanzen.[1])

Wenn ich bisher öffentlich zu reden, zu bitten, aufzufordern versuchte, so mußte ich mich immer allein und vorzüglich an die Männer wenden, welches mir dann aus Gründen der Weiblichkeit nie so ganz recht war. Herzlich willkommen ist mir deswegen diese Gelegenheit, mich mit Zutrauen und freundlichen Hoffnungen meinen Mitbürgerinnen zu nahen. Schon lange ist es dann auch Observanz, daß gegen die der Mode dargebrachten Opfer, besonders gegen die Nachahmung französischer Erfindungen von den Sittenlehrern gepredigt, von den Satirikern gespottet, den Vätern geschmählt, den Gatten so geeifert wird, daß mancher nicht mehr darauf achtet. Ich, viel zu sehr ein Weib, um nicht zu wissen, daß dieses kein Mittel zum Zweck, oder mein Geschlecht zu gewinnen, sei, erscheine mit ganz entgegengesetzten Vorschlägen. Ich wünsche und bitte, daß wir hier in Detmold, im Schoße des schon von dem bösen, hämischen Voltaire so sehr verleumdeten Westfalens, die schnellsten sein mögen, eine neue Pariser Mode völlig und ganz nachzuahmen. Freilich ist nicht von Farben, von Bändern, von Flitterstaate und glänzendem Spielwerke die Rede, sondern von einem schönen, zarten Zuge der Menschlichkeit, einer neuen Erfindung der wohlthätigsten Sorgfalt; aber so hört man mich und folgt mir ja wohl um so lieber.

Madam Buonaparte (das Manuskript hat hier: „Die Gemahlin des ersten Consuls“, „so erzählt eins unserer gelesensten Journale“) und mehrere zierliche und vornehme Damen in der unermeßlichen Hauptstadt des französischen Reichs wählten und errichteten mit wahrhaft weiblichem Schwestergefühl und beneidenswerter Feinheit in den Vierteln der großen Stadt Depots oder Säle, wo die zarten Kleinen armer, mit auswärtiger Arbeit beschäftigter Mütter einstweilen genährt, verpflegt, versorgt werden; jeden Morgen überbringen die dadurch beruhigten, beglückten

[1]) Das noch vorhandene Manuskript ohne Datum scheint ein Zirkular an die Detmolder Damen zu sein, da schon im Sommer 1802 unter Mitwirkung von 12 Bewohnerinnen der Stadt die Anstalt ins Leben getreten ist.

Mütter ihre Kinder, jeden Abend holen sie sie freudig und dankbar wieder ab, und die Stifterinnen der milden Anstalt übernehmen wechselsweise die Aufsicht. Ohngefähr so im wesentlichen, denn ich schreibe aus dem Gedächtnisse nieder, was ich vor mehreren Monaten las, erzählt es eins unserer gelesensten Journale. Welchem wirklichen weiblichen Herzen thut diese liebevolle, einfache, holde Idee nicht wohl, unaussprechlich wohl? Man gewinnt sie so lieb, daß man nicht begreift, wie sie so spät erst in Thätigkeit kam; man hadert mit seinem Kopfe und Herzen, daß man dahin geleitet, dazu durch Beispiele geweckt werden mußte und sie nicht selbst schon früher sich schuf. Das wenigstens ist meiner Gefühle Bekenntnis, als ich gerührt jene Erzählung durchlas, und doch trat ich der Ausführung nicht augenblicklich näher. Es war in der traurigen Zeit der schmerzlichsten Prüfung, wo nähere, mein ganzes Wesen, alle meine Kräfte umfassende Pflichten mich ganz forderten und mir es nicht erlaubten, meinen reinsten, edelsten Erholungen auch nur einen Teil meiner Zeit zu widmen, wodurch auch dieser Plan dann zurücktrat. Aber er verschwand deshalb nicht; jetzt, wo allmählich Ruhe wieder in mein Herz zurückkehrt, malte das Bild jener wohlthätigen Nachahmung sich mit zwiefach reizenden Farben meiner Phantasie, und so versuche ich dann auch mehreren, die gern für die Bedürftigen empfinden, den Gedanken lieb und teuer zu machen, sie einzuweihen in meine Wünsche.

Gern möchte ich demnach den so natürlichen, genau mit dem übrigen verbundenen Nebenzweig der Armenversorgung in den Plan derselben aufnehmen und deshalb vor allen Dingen die armen Mütter zu gewinnen, ihr Vertrauen zu erwerben suchen. Wie manches bedrängte Weib wäre ihrer peinlichsten Sorgen entlastet, könnte den Ihrigen durch fleißige Arbeit und unermüdete Geschäftigkeit zu weiterem Emporkommen recht viel sein, wenn die Pflege ihrer Kinder bis zum vierten und fünften Jahre es nicht hinderte; wie manche muß die Kleinen verlassen und bebt nun im Kampf zwischen Brotsorgen und der Angst, wie es ihren armen Kindern ergehen wird, während sie fern ist. Wie manche bis dahin ziemlich bemittelte beginnt zu verarmen, sobald der Himmel ihre Ehe reichlich segnet, und betrachtet dann das schönste Geschenk Gottes, gesunde zahlreiche Nachkommenschaft, als Bürde, als Unglück; wie manche endlich verleugnet das Mutterherz und vernachlässigt, verwahrloset ganz, was der Vater der Liebe ihr anvertraute, mit ihr im Augenblick des werdenden Daseins so fest, so bewundernswürdig verband! Nicht minder groß ist die Verlegenheit der Männer, denen ihre Gattinnen in der ersten Lebenszeit ihrer Kinder geraubt wurden und

deren Vermögen keine Wärterinnen zu besolden gestattet, eine Quelle jener oft so unüberlegt schnellen, das Zartgefühl der Sittlichkeit verletzenden zweiten und dritten Ehen, oft schon geschlungen, wenn die Erdenhülle der ersten Freundin kaum erkaltet ist. Und allen diesen Gefahren reiner Pflichterfüllung häuslicher Tugend ließe sich hier, wie an jedem Ort, durch eine dem Lokale angepaßte Übertragung jener Pariser Sitte, jener wohlthätigen Einrichtung abhelfen? Allerdings, und ich kündige den in den Sommermonaten, während der dringendsten Zeit der Ernte zu machenden Versuch hierdurch an, und zwar in dem mir so teuren Bezirke, wohin schon der Name Pflegeanstalt ihn hinweiset. Jede arme Mutter wird dort tags vorher ihre Absicht anzeigen, und dann am folgenden Morgen, ehe ihre auswärtige Arbeit begänne, ihre Kinder mit Ruhe und Vertrauen hinbringen, und am Abende wieder abholen. Die Kleinen verlebten, verspielten ihren Tag unter steter Aufsicht, aber ohne Zwang, wenn das Wetter schön wäre im Garten, sonst im noch nicht gebrauchten Saal des Krankenhauses. Sie würden bei ihrem Eintritte gewaschen, gesäubert, und wann ihr Bedürfnis es heischte, für die Zeit des Dortseins mit dazu vorrätigen im Waisenhause, in der Erwerbschule gefertigten Kittelchen und reiner Wäsche versehn, bekleidet, überhaupt genährt, getragen, gepflegt; ihnen würden vorzüglich Milchspeisen zu teil, und wir sännen auf ihrem Alter angemessene Beschäftigung. Man erführe dadurch genau ihr Alter, und ihr bisheriges, leider oft zu spätes Schulgehen würde vermieden. Zu Wärterinnen wählten wir die älteren Töchter des Waisenhauses und der Erwerbschule, in der Periode der herannahenden Konfirmation und Entlassung aus der Pflegeanstalt, um sie sodann auch praktisch zu Kinderwärterinnen zu bilden. Die wirklich treue Aufseherin der Waisenmädchen übernähme auch diese Inspektion, und alles übrige folgte so leicht, so natürlich als anspruchslos von selbst, wenn die Anstalt nur erst begonnen ist. Mir dünkt, es wäre jedem Bewohner, besonders jeder Bewohnerin Detmolds, ein angenehmer Gedanke, einer recht bangen Sorge manches guten, braven Weibes dadurch begegnet zu sehen, einen Ort zu wissen, bisweilen zu besuchen, wo der Versammlungsplatz, die Zuflucht der kleinen verlassenen Hilflosen ist, und jeder Blick in das frohe Gewühl, das laute, zwanglose Gewimmel des kleinen Ameisenhaufens werde erfreuen, und so verlange ich die Belohnung, das Ganze einrichten und alle Kosten übernehmen zu dürfen, bitte und wünsche aber, daß es mehreren Gebildeten meines Geschlechts, sie mögen nun verheiratet oder unverheiratet sein, interessant genug werden könne,

um sich einen Wochentag zur Übernahme der Oberaufsicht zu wählen: das heißt, vormittags und nachmittags jedesmal eine Viertelstunde, aber nicht immer zur nämlichen Zeit, hingehn, selbst sehn, wie den Kleinen begegnet wird, Mißbräuche abstellen und Vorschläge thun zu ihrem Besten. Wie gerne werde ich Bereitwilligkeit dazu in einigen von denen finden, welchen es ihre Jahre, häusliche Lage, höhere Pflichten, Gesundheit und Neigung gestatten in diesen Vorschlag einzugehn! Es scheint mir ein so edler, köstlicher, echt religiöser Verein eben für mein Geschlecht, und ich kannte kein zweckmäßigeres Mittel, die neue Einrichtung dem Publikum teuer zu machen, und den Müttern Vertrauen einzuflößen, dem Ganzen das Gepräge der Sorge und Liebe zu geben, als alles weiblicher Aufsicht anzuvertrauen und die Kinder, auf Stunden von ihren natürlichen Pflegerinnen getrennt, an andre Mutterherzen einstweilen zu legen!"

Sie hat die große Freude erlebt, daß diese Einrichtung, die sie ihren großen ‚Pflegeanstalt' genannten Anstalten angliederte und die Bewahranstalt, Kleinkinderschule, ja sogar Krippe in sich umfaßte, gedieh. Nach ihrem Tode hat sich dies im Laufe des Jahrhunderts zu der besonders verwalteten ‚Paulinenanstalt' ausgewachsen, in der jetzt täglich an 100 Kinder verpflegt werden.

Daß alle diese Einrichtungen in einem so milden wie ernsten religiösen Sinne entworfen, eingerichtet und erhalten worden sind, daß dies nicht denkbar ist, ohne daß sie, die hochgebildete Frau, eine wahrhaft religiöse Natur war, braucht nicht des einzelnen ausgeführt zu werden. Ihre im wesentlichen auf rationalistischer Grundlage gewonnene Bildung faßte alles Religiöse mit großem Ernste auf, hielt sie aber ab, einseitigen Glaubenseifer zu entwickeln, der so oft mit sozialem Liebeswerk verknüpft ist. In ihres Freundes v. Cölln ‚Beiträgen zur Beförderung der Volksbildung' hat sie sich über ihre Ansichten einmal deutlich ausgesprochen durch den Aufsatz: „Mein Glaubensbekenntnis über die Verpflichtungen des Staats zur Erhaltung der öffentlichen Gottesverehrung und der Schulen."

Alles bisher Besprochene war von ihr in der Absicht geplant und zumeist durchgeführt: Arbeitswillige sind in jeder Beziehung zu stützen. Das Gegenstück dazu ist: Arbeitsunlustige sind zur Arbeit zu erziehen. Daher ist alles Betteln und Herumstreichen verboten; der beharrlich Faule wandert auf Zeit in das Strafwerkhaus. Von dort ist er versuchsweise zu entlassen, im Rückfall ist er wieder einzuliefern; bei wieder-

holter Rückfälligkeit verschwindet er im Zuchthaus. Hier zeigt sie sich als die entschlossene, feste Frau.

Man könnte sagen, daß das, was sie hauptsächlich für die Städte, aber auch allmählich für das platte Land hier angestrebt, angeregt und teilweise durchgeführt hat, für sie, die im übrigen alle politisch-militärischen Geschäfte ihres Landes leitete, Arbeit genug gewesen sei. Sie hat aber noch zwei menschenfreundliche Ideen eifrig verfolgt und davon eine zur Ausführung gebracht. Die Hoffnung, epileptisch Kranken nach der medizinischen Anschauung jener Tage durch Aufenthalt in Kuhställen Heilung zu bringen, regte sie zu dem Gedanken an, eine große Molkenanstalt zu errichten, in der und von deren Erträgnissen die Heilung der Unglücklichsten bewirkt werden könnte. Dieser Plan wurde nicht ausgeführt. Aber ein andrer, an dem sie besonders fest gehangen hat, wurde von ihr wirklich durchgesetzt: Errichtung einer Pflegeanstalt für Geisteskranke, die bis dahin im Anschluß an das Zuchthaus, oft in Ketten, hart und schlecht gehalten worden waren. Indem sie mit dem Arzte, der sie hierin beriet, der Meinung war, daß heilbare und unheilbare getrennt gepflegt werden müßten, daß alle aber mild, freundlich, aufheiternd behandelt werden müßten, schuf sie etwas Mustergültiges. Alle Härten, Strafen ꝛc. waren verbannt; Irrenvater und Irrenmutter sollten in diesem Sinne die Anstalt verwalten.

Sie hatte den Kummer, daß ihr die Landstände 1805 die nötigen Mittel, die sie in sehr bescheidner Weise forderte, verweigerten. In ausgezeichneten Worten bedauerte sie den von diesen hierbei eingenommenen Standpunkt, den sie, um sie nicht bloßzustellen, nicht bekannt machen wollte. Mit dem Ausdruck des festen Willens, den Bau zu unternehmen, schließt sie ihre Entgegnung. Sie lautet:

„Es würde uns schmerzlich wehe thun, wenn der auf diesem Landtage sich äußernde Sinn zur Publicität käme, es je bekannt würde, daß die Glieder der hiesigen Ritterschaft und die Abgeordneten der Städte eine der ersten Wohlthätigkeitspflichten größeren Ländern überlassen zu müssen glauben und ruhig und gleichgültig es ansehen können, daß eine so beträchtliche Anzahl der traurigsten Kranken ohne Hoffnung der Heilung, ohne gehörige Pflege, ohne Aussicht zur Verhütung des Selbstmords und sonstigen Unglücks bleiben. Wir haben denselben also über diesen Gegenstand nichts weiter zu sagen: aber die Anstalt wird darum nicht minder statt haben, und der wird sie segnen, der sich des kranken und leidenden Nächsten anzunehmen gebot und so manches gelingen ließ, was dahin strebte."

Und mit geringen Mitteln, die ihr eine Art Aktiengesellschaft lieferte, richtete sie auf einem leerstehenden fürstlichen Schloß zu Brake die „Heil- und Pflegeanstalt" ein, in der arme Geisteskranke ohne Entgelt aufgenommen werden konnten.

Ich komme zu Ende. Das zuletzt Erwähnte zeigt, daß sie von einem Teile ihrer Zeitgenossen, besonders von den Ständen ihres Landes, nicht verstanden worden ist. Dies führt auf den schweren Konflikt, der ihr die letzten Lebensjahre verbitterte. Sie wollte nach 1815, der Anregung des § 13 der Wiener Bundesakte folgend, ihrem Lande eine Verfassung geben, nach der auf den Landtagen landsässiger Adel, Bürgertum und (befreiter) Bauernstand zu gleichen Teilen vertreten sein sollten. Sie betrieb dies, nachdem sie seit der Gründung des Rheinbundes, ohne die alten Landstände zu versammeln, regiert hatte und indem sie diese auch jetzt nicht um Zustimmung zu dieser fundamentalen Änderung des Verfassungszustandes befragen wollte. Warum sie nicht fragen wollte, wußte sie genau. Sie vertrat die allgemeinen Interessen und mußte erwarten, daß die verletzte Interessenpolitik der Stände, die doch so lange zum Schweigen verurteilt gewesen waren, sich aufbäumen werde. Mit großer Energie betrieb sie den Entwurf der neuen Verfassung und deren Inkrafttreten. Die Vertreter des Alten aber taten sich zusammen und wendeten sich an den Bundestag in Frankfurt. Wer die umfangreichen Schriftstücke beider Parteien liest, muß der ausgezeichneten Frau in der Sache Recht geben; in der rechtlichen Form jedoch brachten ihre Gegner manche beachtliche Momente vor, die ihnen zuletzt auch in Frankfurt zum Siege verhalfen. Treitschke, Paulinens großer Lobredner, sagt an dieser Stelle ihres Lebens über sie: „Mit dem positiven Rechte aber nahm sie es nach Frauenart nicht genau." Ihr Versuch, einseitig nach dem von ihr als richtig Erkannten vorzugehen, mißlang; auf Anraten des Bundestages zog sie die Verfassung bis auf geschehene Vermittelung zurück. Erst 1836, 16 Jahre nach ihrem Tode, ist zwischen ihrem Sohne und den Landständen ohne Mithilfe des Bundestages eine Einigung über diese Frage erzielt worden. Ihr fürstlicher Stolz, von dem wir ziemlich offene Berichte haben, scheint durch ihre Niederlage verletzt worden zu sein; ihre Klugheit riet ihr aber zur Nachgiebigkeit. Es blieb ihr nur noch übrig, von der Vormundschaft zurückzutreten, die Regierung ihrem schon 24jährigen ältesten Sohne Leopold, der in kindlicher Ergebenheit länger, als nötig war, gewartet hatte, zu übergeben.

Es fehlte ihr in dieser letzten Zeit ihres politischen Auftretens aber

nicht an freudiger Anerkennung. Bürger- und Bauernschaft hatten eifrig auf ihrer Seite gestanden. Die getreuen Bürger der Stadt Lemgo, die sie und ihren Gatten einst so begeistert und humorvoll empfangen hatten, ehrten sie durch eine für deutsche Verhältnisse sehr überraschende Wahl. Um aus ihren finanziellen städtischen Wirrnissen herauszukommen, trugen sie, im Vertrauen auf die bewährte Leitung des Landes durch Pauline, dieser auf einige Jahre den Bürgermeisterposten an. Sie zeigte auch hier wieder, zu einer Zeit, als selbst in den Vereinigten Staaten, in Australien und in Norwegen noch nicht entfernt daran gedacht wurde, Frauen obrigkeitliche städtische Ämter zu übertragen, ihren originellen Sinn: sie nahm sehr erfreut an.

Aus ihrem letzten Lebensjahre stammt, ein Zeichen der Verehrung, die sie genoß, folgender Dankbrief für einen Geburtstagsglückwunsch, den ihr Legationsrat Preuß geschrieben: „Lieber Herr Legationsrath! Unter allen Briefen und Wünschen, die ich gestern erhielt, hat mich keiner so tief gerührt, als der Ihrige, — was vom Herzen kommt, das geht zum Herzen.

Gott verleihe Ihnen, Ihrer achtungswürdigen Gattin, Ihren lieben Kindern Gesundheit, häusliche Freude und süßes Gedeihen im Aeußern und Innern. Herzlichen Dank, daß Sie mir so gut sind, so sehr sich mein Bild idealisiren; wohl weiß ich, daß ich nicht so bin, solches Lob nicht verdiene, aber wer sieht sein Bild nicht gern mit Strahlen umgeben, wer möchte nicht so sein! Gott wird ferner väterlich walten und mit dem Lande und Leopold sein. Gönnen Sie mir drei große Eindrücke, die gewöhnlich sterbende Regenten nicht genießen: Abzutreten in der geistigen Kraft ungetrübter Fülle — nicht mich selbst zu überleben auf dem Regentenstuhl. Bei meinem Leben die Liebe zu ernten, die sonst nur nach dem Tode erblüht. Zu sehen, wie Manches fortwächst und reift, was ich pflanzte.

Zwar glaube ich nun bald vollendet zu sein — es war Alles bisher scharf abgeschnitten in meinem Leben, und so dünkt mir: ist mein Werk beendet, so wird Gott mich zu sich nehmen. Ist dem nicht so, soll ich ein höheres Alter erreichen, Freude an Kindern und Kindeskindern erleben, so danke ich dem Vater der Liebe auch dafür.

Weicher als sonst muß ich schließen, mit Dank, Hochachtung, Wohlwollen.

Pauline."

Ebenso beglückend für sie waren die unzweideutigen Zeichen fast allgemeiner Ergebenheit gegen sie, als sie im Juli 1820 von der

Regentschaft endgültig zurücktrat und sich noch einmal an die Landesbehörden und vor ihnen an ihren Sohn wendete. Die Schlußworte ihrer Rede mögen beweisen, wie Kopf und Herz bei ihr in solchen Augenblicken in gleicher Weise sprachen: „Ich bitte Gott, daß mein Sohn ein gerechter, liebevoller, selbstthätiger und entschlossener Regent werde, und ich hoffe es zu Dir, mein geliebter Leopold! Dein Herz hat sich noch keiner Pflicht geweigert; wie solltest Du nicht fühlen, wie schön, groß und heilig der Beruf ist, der Trost, die Hoffnung, der Vater vieler Tausende zu sein? Ich empfehle Dir, nie jemanden zu verdammen, der sich noch nicht vertheidigen konnte, nie auf Günstlinge zu hören, gut und sorgsam im Kleinen, wie im Großen, hauszuhalten, um der christlichen Tugend, Wohlthätigkeit, dem fürstlichen Vorzuge der Großmuth Dich nicht weigern zu müssen. Ich bitte Dich um rasche Thätigkeit; wenn man nie ohne Noth aufschiebt, hat man Zeit zu Allem, und dem Regenten sind Freuden und Zerstreuungen nur dann erlaubt, wenn seine Geschäfte beendet sind. Glaubst Du mir Dank schuldig zu sein, willst Du mir Freude sichern für die mir noch übrigen Lebensjahre, so handle diesen Ermahnungen gemäß; dann ist mein mütterlicher Segen Dein Theil, und was unendlich mehr ist, Gottes Wohlgefallen Dein Eigenthum!“

Nicht Jahre, nur noch Monate zu leben war ihr beschieden. Sie, die Jahrzehnte lang rastlose, die, wenn es Arbeit galt, ihre Gesundheit ebensowenig schonte, wie dies ihr Brieffreund und Vetter Friedrich Christian getan, hatte schon immer gelitten, sich aber stets aufrecht zu erhalten gesucht. Jetzt brach sie bald zusammen. Ihre Geistesklarheit und Geistesfestigkeit aber bewies sie noch in dem unbedingten Gebot an ihren Arzt, ihr offen zu sagen, wenn es bestimmt dem Ende zugehe, und in der Sicherheit, mit der sie für sich und das Ihre die letzten Bestimmungen traf. Noch auf dem Sterbebette aber gedachte sie aller derer, denen sie eine Weihnachtsfreude bereiten wollte. So starb sie wohlgerüstet, wohlvorbereitet am 29. Dezember 1820.

Als bestes Zeugnis nach ihrem Tode hatte ihr einst ein kurzes Wort besonders gefallen, das Wort:

Sie war treu in jeglichem Beruf.